

Die Freundschaft

Nr. 37

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1903

(Fortschung.)

Sonntags saß Daniel jetzt immer im Krug. Wenn er einmal zu Hause bleiben wollte, ließen ihm Stine's streitsüchtige Reden keine Ruhe, bis er endlich doch brummend die Thür hinter sich zuschlug und spät, und nicht mehr ganz müchnern, nach Hause kam.

Sein Gesicht hatte jetzt neist einen mischnuthigen Ausdruck. Auch wenn er zwischen dem Lärm des Kruges saß, blieb der.

Es war ein elender Winter. Ein Wunder, daß der Junge trotz alledem wuchs und die derben festen Arme, die rothen Backen nicht verlor. Er war Stine's einzige Freunde. Mit dem Kind konnte sie lachen und spielen, wenn sie für ihren Mann nichts als böse Worte hatte.

Es war wieder März geworden, ein rauher März mit kalten, windigen Regentagen.

Auf dem Rödthof hatten sie die Hochzeit von Stine's jüngerer Schwester gefeiert, wegen der Trauer noch nicht so glänzend wie sonst wohl, aber doch, wie es sich für den großen Meierhof gehörte.

Daniel und Stine waren auch da gewesen, Stine hatte mit bitteren Gedanken die vornehme Aussteuer angesehen und das behäbig zufriedene Gesicht der jungen Frau, der man es deutlich ansah, daß sie sich schon als Bäuerin auf einem großen Hof fühlte.

Der Bräutigam hatte die armen Verwandten freundlich behandelt, aber doch mit einer gönnerhaften Herablassung, die zeigte, was er von Stine's Heirath hielt. Das lachende Gesicht, mit dem der alte Rödthmeier den reichen Schwiegersohn auf die Schulter schlug, ürgerte Stine. Sie kam sich verlassen und verachtet vor.

Es war, als ob die Hochzeit sie noch bitterer und unzufriedener gemacht hätte als vorher. Daniel hatte darunter zu leiden.

Die Dorfglocke hatte vor einer Zeitlang Feierabend geläutet. Stine saß am Fenster, eine grobe Flickarbeit auf den Knieen, mit zusammengekniffenen Lippen, eine scharfe Falte auf der Stirn. Sie hatte eben ihren Mann wieder mit Fritz Engert und Engel Voigt die Straße daher vor der Arbeit kommen sehen.

Daniel warf sich auf einen Stuhl, als er herein gekommen war.

"Hest nich n' beten tan eten, Stine? Es fin einte mär'e vandage."

Stine stand auf und nahm das Brot aus dem Schrank.

"Dox heiw'k' nich vel dum sehn, dat De mär'e büst, os ec Di de Strate runnen kamen sehn heiw'k'," sagte sie hart.

Daniel scharrte ungebärdig mit dem Fuß.
"Hest denn mir anners för mi as Schimpfen

Bauernstolz.

Eine Dorfgeschichte aus dem Weserlande von Euliu v. Strauß-Torney.

un Schellen," fragt er gereizt, "wenn ek mir 'n ganzen Dag afrackt heiw', dat ek man 'n beten verdeinen wull."

"Tau, tau, hest t' swor!" sagte Stine höhnisch, "jünnar för de Hru Di afrackern möten! Harrst man dat Frigen sun laten! — O Daniel, Daniel, harr ek dat man dacht, dat dat all noch mal sau warden kann!"

Daniel schlug mit der Faust auf den Tisch.

"Brust mi blot noch tan vertellen, dat't Di reuen deith, dat De mi frigt hest," schrie er heftig.

"Dat deith't! Dat weit de leive Gott!"

Stine schlug die Hände vor's Gesicht und schluchzte auf; "harr ek mir dahn, wat use Badder wull! Harr ek mi mir nich'rümmerekrogen laten! Neuer Dau hest't Schuld, Daniel — allens — Dau hest't of Schuld, wenn de Junge mal bedden gahn möt — Dau hest't nich wullt, dat hei up den Haw summt!"

Daniel war aufgestanden, er schlug noch einmal mit der Faust auf den Tisch, daß die paar Teller, die darauf standen, klirrten.

"Ec heiw'k' Schuld? Un wat hest Dau Schuld? Mir — nee, gornig! Neuer dat segg 'ec Di — wenn Di dat man nich noch mal reuen deith, wat ek vandage bun Di tan hören krogen heiw'k'!"

Er hatte die Kappe vom Tisch gerissen und war wieder aus der Thür, ehe Stine antworten konnte. Sie hörte draußen auf der Dorfstraße seine hastigen Schritte, immer fernher, bis es ganz still war.

Stine schlief wenig diese Nacht. Sie lag unruhig mit offenen Augen, horchte auf das leise Atmen des Kindes neben ihr und auf das Söhnen und Singen, das die ganze Nacht vom Krug herüberklang. Was mochte da Besonderes los sein? Daniel war wohl mitten dazwischen.

Gegen Morgen schlief sie ein und wachte nur in den ersten Dämmerungsstunden wieder auf von dem johlenden Lärm eines Menschenhaufens, der am Hause vorbeizog, zur Stadt hin. Unter den Fenstern that Einer einen lauten, gress aufschreienden Schrei. Dann war bald Alles wieder still.

Es lag wie ein dumpfer Druck auf ihr, als sie am Morgen aufstand. Daniel war die ganze Nacht weggeblieben, das hatte er noch nie gethan. Er ging wohl gleich vom Krug aus zur Arbeit.

Trotzdem machte sie am Mittag wie immer das Essen zurecht, um es zur Brennerei zu tragen. Er sollte nicht sagen können, daß sie eine schlechte Frau war, wenn er auch nichts mehr von ihr wissen wollte und hinter Anderen herließ.

Als Stine mit ihrem Korb aus der Haushür trat, sah sie Engel Voigt, die gerade am Hause

vorbeiging. Die junge Frau war dunkelroth, ein Gefühl von Hass stieg in ihr auf. Hatte das Mädchen nicht ihr ganzes Unglück schuld?

Engel hatte sie auch gesehen und blieb stehen.

"Gahst ok nah'r Stadt? Wie habbet woll einen Beg?"

Stine schüttelte den Kopf.

"Nee, ek gah anners," sagte sie kurz, "ek möt nah de Bremerie, nah mir Mann."

"Nah Din Mann?" Das Mädchen riß verwundert die Lider auf. "Stine, weist denn nich?"

Ein heiser Schreck durchfuhr Stine.

"Wat is mit mir Mann, Maife?"

"Hett hei Di dat denn nicht seggt? Hei is jan vandage all wege, mit de Hollandgängers, nah'u Rheinlaam' tau."

Stine starre sie einen Augenblick an, dann sprang sie auf sie zu, packte ihren Arm und schützte ihn.

"Un Dau hest dat vörher wußt? Di hett hei dat seggt — und mi nich, sun Frau —"

Das Mädchen machte sich von der aufgeregten Frau los und trat zurück.

"Wat wißt' deum? Ec harr dat vörher wußt? Mir heiw'k' wußt, blot sehn heiw'k' em, as ec vandage an'm Krang mir Schak abjüs seggen wull — de is of integahn."

"Din Schak?" sagte Stine langsam, als ob sie die Worte nicht verstände, "Din Schak?"

Das Mädchen wurde rot und strich sich verlegen die große blaugedruckte Schürze glatt.

"Hest dat noch nicht wußt? Ec heiw' mi dacht, dat harrst all lang market. Fritz Engert mi ec — dat is all 'ne ole Sak. Wenn hei trügge sumt, tankamen Micheli, willst wi frigen."

Als Stine nicht antwortete, schwatzte Engel weiter.

"Daniel is jümmer sun gaud tan mi wesen. Wenn hei mi Fritz nah'r Arbeit gahn wullt, hett hei jümmer tänwt mi hett mi raupen. Ec wull em of noch gira adjüs seggen, ec kann man nich an em 'ramme, dor wieren tan vel Lüe."

Stine sah an ihr vorbei, als ob sie nichts gehört hätte.

"Dau hest 'n Schak?" sagte sie langsam, "un ec heiw' mi dacht — Dau und Daniel — Daniel wier achter Di herslopen."

Engel lachte laut auf.

"De — un nah 'ner annern lieben! Dat hest'e dacht?"

Dann, als sie Stine's Gesicht sah, kam ihr das Mitleid.

"Lat man, Stine, dat hei Di dat nich vörher seggt hett, dat hest hei sic woll nich san aewerlegt,

"Es em woll ist in de Nacht in 'n Sinn kamen.
Um hei künnt jau in'n Harbst of trüge."

Stine schüttelte den Kopf.

"Adjus ol, Engel," sagte sie nur, "et bliv
hier! Et bruc ja un nich mehr dat Eten hemme-
dragen."

Sie ging mit ihrem Korb wieder in's Haus,
ohne sich umzusehen.

Drinnen auf der Diele legte sie sich mechanisch
auf ein paar Bretter und Leitern, die da aufge-
schichtet lagen, legte ihren Korb neben sich und sah
stumm vor sich hin.

Das war daraus geworden. Daniel war weg,
weit weg. Und sie hatte es schuld. Sie selbst,
sie wußte es auf einmal ganz genau.

Sie hatte ihm Schlechtigkeiten zugestanden, an die
er gar nicht dachte. Sie hatte ihn gequält mit Vor-
würfen und Bänkereien, bis er es zu Hause nicht
mehr anhalten konnte.

Und nun war er weg. Sie wußte nicht ein-
mal wo.

Die Hollandgänger gingen meist auf's Gerathewo-
hl in die Welt, nach Holland, in's Rheinland
oder noch weiter, und suchten Arbeit, wo sie sie
finden, in großen Ziegeleien oder Fabriken, bis sie
im Spätherbst zurückkamen.

Wer wußte, wo Daniel hinkam? Und ob er
überhaupt noch zu ihr zurück wollte?

Und er war weggegangen, so wie er da gestern
aus dem Hause lief, ohne auch nur das Nöthigste
mitzunehmen!

Stine stand auf, ging in die Kammer und öffnete
den großen buntbemalten Schrank. Da hing sein
Kirchenrock. Daneben auf der Vorle die Hemden;
eine kleine Schachtel dabei, in der noch ein paar
Markstücke vom letzten Wochenlohn lagen.

Stine schluchzte, als sie das sah. Er war immer
so gut gewesen, hatte für sie und den Jungen ge-
arbeitet. Was sollte nun werden?

Das Gefühl war schon durch's Dorf gelungen.
In der Dämmerung kam die alte Rödthobäuerin in
die Stube, wo Stine noch immer allein saß. Die
junge Frau sah es ihrem Gesicht an, daß sie
Alles wußte.

"Mudder, Mudder, et heim'w' schuld! Et
fin em 'ne klüte Frau weisen un heim'w' em im Leben
faer makte!"

Die alte Frau wiegte summervoll den Kopf.

"Sperrt De man up mi hirt, ast' noch End
wo! Du is't 'scheiun. Du kann Dot neit Rünige
isot au innern. Weißt denn, wo hei heime-
gahn is?"

Stine schüttelte den Kopf.

"Kens et dat wüst, denn will et achter em
herlöpen, bei et em jauen harr, mi em wedder
früge holen!" joggte sie hastig.

Die Bäuerin sah sie erschrockt an.

"Ne, Stine, dat möcht nich leggen. Wenn De'i
nu of kan weiten friggt, wo hei bleiven is — heft
doch hic dat has und den Jungen nu kommt nich
in de Welt löpen. Mögt nu fäntzen, bei dat
Dorjel wederkommt."

"Fäntzen is was kan sien, Mudder. — Wenn
hei man schwoll wederkommt."

Aber Stine sah selbst ein, daß sie warten mußte.
Im Herbst kamen die Hollandgänger ja wieder, bis
daher war Daniel gewiß nicht mehr böse. Wenn
er dann kam, sollte es Alles anders werden.

Eine Woche war vergangen, als der Landbrief-
träger mit einem Brief in's Hause kam. Stine riß
ihn aus dem Umschlag fast aus der Hand, sie lief in ihre
Kammer und stellte es da auf. Ihr Finger zitterte,
wie er in langsamem Durchstabieren unter den Worten
herabfuhr.

Es stand nicht viel in dem Brief, der aus einer
holländischen Poststadt, nahe der Grenze, kam.

Der Jungs es den finsterhaft feinen Briefträger
beruhig an, daß das Hause des herstellern dem
Schreiber kostbare Arbeit war. Schärfer, als den
Krug aber die Zitze zu führen.

"Wir geht es gut," lächelte Daniel, "ich habe
seine Arbeit gekauft und vertrieben genug. Ende
Worte steht ja Gott. Du braucht Dich nicht zu

sorgen, ich will jeden Monat Geld schicken. Warum
ich weg bin, weißt Du. Im Herbst komme ich
mit den Anderen wieder. Schick mir doch gleich
meine Sachen, Sonntagszeug und Hemde."

Stine las die paar Worte wieder und wieder,
bis sie sie auswendig konnte. Sie wußte nun doch
wenigstens, wo er war, und daß er sicher wieder-
kommen wollte.

Sie schickte ihm am anderen Tage seine Sachen
und schrieb ihm auch wieder, daß es ihr und dem
Jungen gut ginge, daß sie ihn grüßten und auf ihn
warteten, weiter nichts. Sie konnte nicht mehr
schreiben. Sie wollte ihm Alles sagen, was sie
auf dem Herzen hatte, wenn er wiederkam.

So warteten denn Stine und Fritzchen auf den
Herbst. Stine ging selten aus dem Hause; sie konnte
es nicht vertragen, daß die Leute ihr nachsahen und
miteinander tuschelten, wenn sie vorbeiging.

Zu arbeiten brauchte sie nicht mehr als sonst.
Daniel verdiente und schickte ihr genug zum Leben.

Das war auch nur gut. Stine fühlte sich öfter
schlecht und franz während des Sommers. Eigent-
lich war sie, seit der Junge geboren war, nicht
wieder so recht gesund und frisch gewesen; die
Sorgen und Gedanken, mit denen sie sich quälte,
machten das auch nicht besser. Sie hatte oft Schübe
in der Brust und war müde. Jetzt wurde das
häufiger und schlimmer, aber sie nahm es nicht weiter
wichtig. Höchstens fochte sie sich einen Linden-
blüthenthée, das war ja genug. Einen Doktor wollte
sie nicht, wenn es nicht auf's Sterben ging, war
der ja nicht nötig.

Es war endlich wieder Herbst geworden. Die
gelben Blätter lagen auf dem nassen Boden, über
die junge Winterzeit strichen Krähenflüge, und ein
feiner Nebelregen hängte sich wie ein grauer Vor-
hang vor die Weiserberge.

Es war jetzt Zeit, daß die Hollandgänger wieder-
kommen müssten.

Stine hatte das kleine Hause gescheuert und
geleert, daß Alles blitzblank und sauber war, vom
Schweinstall bis zum hintersten Winkel des großen
Schrankes. Sie hatte Fritzchen, der schon selbst-
ständig auf seinen kleinen Beinchen herumwackelte,
eine neue Schürze von buntem Stoff genäht und
hatte ihn gelehrt, "Bädder" zu sagen. Und als
sie den Wandschrank in der Stube ausschauerte,
hatte sie darin das rothe Papptisch mit dem gol-
denen "Willkommen" gefunden, das an ihrem Hoch-
zeitstag in der Diele hing. Das hatte sie sich nun
zurechtgelegt mit ein paar bunten Papierrosen, um
es in einem frischen grünen Kranz über die Thür
zu hängen, wenn Daniel wiederkam.

Soñt hatte Daniel fast jede Woche geschrieben,
nur ein paar Worte, damit sie wußte, daß es ihm
gut ging. Jetzt hatte sie seit drei Wochen nichts
gehört. Aber das schade nichts, er hatte ja da-
mals geschrieben, daß er im Herbst mit den Anderen
wiederkäme.

Durch's Dorf ging die Nachricht, die Holland-
gänger kommen. Wo ein Vater oder Bruder zurück
erwartet wurde, war große Aufregung. Es waren
Alles kleine Leute hänsler.

Stine hatte es zuerst von ein paar Leuten
sagen hören, die am Hause vorbeisahen, als sie mit
einem kleinen Wasser vom Ziehbrunnen kam. Hastig
legte sie den Eimer hin und rief die Männer an,
ganz ihre Schen vor den Menschen vergessend.

"Sawall, Böhler!", rief ihr einer zu, "de
Hollandgängers künnt weder, vannabend. Biher
können künnt sei an'n Kränge sin."

Heute Abend! Stine schoss das Blut in's Gesicht
vor Freude. Hastig ließ sie in die Stube, nahm
den Jungen, der auf der Erde spielte, und schwenkte
ihm hoch durch die Luft.

"Fritzchen, Bädder künnt, vannabend!" rief sie
lachend, "Bädder! Freust di nich, Bädder?"

Der Junge frechte lant, als er sie so vergnügt
sah, er lächelte "Bädder, Bädder!" und streckte wieder
in die Höhe, als sie ihn hingesezt hatte.

Es regnete durchaus, aber Stine lehrte sich nicht
daran. Sie durch den großen, blau und grün ge-
mustereten Radmantel mit der dicken Halskrans um

die Schultern und ein Tuch über die breiten Schultern
(Schleifen) der Haube.

Sie fühlte den Regen garnicht, der ihr in's
Gesicht stäubte, als sie nach dem Eichlamp am
Rödthof ging, um sich Grün zu ihrem Kraut zu
holen. Sie dachte nur daran, wie Daniel wohl
sein würde, wenn er wieder käme, und daß es Alles
nun anders und schöner werden sollte — so schön,
wie sie es sich vorstellten, als sie sich noch heimlich
am Sonntag Abend hinter dem Dorf trafen.

Ihr Korb war bis oben voll grüner Zweige,
als sie wiederkam, zwar durch und durch naß, aber
mit hellen Augen und rothen Backen. Auf der
Diele band sie den Kranz, während Fritzchen vor
ihren Füßen herumtrotzte und mit den Zweigen und
Blättern spielte, die sie fallen ließ. Dann stieg sie
auf die Leiter und hing das bekränzte "Willkommen"
über die Thür.

Es war schon ganz dunkel als sie sich endlich
auf den Weg zum Krug machte. Sie hatte die
brennende Lampe am Balken der Diele aufgehängt;
es sollte Alles hell und freundlich aussehen, wenn
Daniel wiederkam.

Vor dem Krug stand schon ein Haufen Leute,
meist Frauen und Kinder; der Schein der Laternen
über der Thür zuckte glühend über die vielen auf-
gespannten Regenschirme, von denen das Wasser
langsam heruntertröpfste.

Stine stand erst abseits, sie mochte nicht zwischen
die andern Menschen. Nach ein paar Augenblicken
kam eine Andere auf sie zu; sie wußte erst nicht,
wer es war, dann erkannte sie Engel Voigt. Das
gutmütige Mädchen nahm sie an der Hand und
zog sie mit.

"Komm, Stine, mil'n heten Snaken geith dat
Läut'n nich so wov. Freust di ok sau as ec? Mil' Schatz künnt jau — im Din Mann, Stine!
Wenn't man icrst sau wid weer!"

Stine stand zwischen den Frauen, die aufgeregt
durcheinanderschwätzten, aber sie hörte nichts davon,
sie horchte immer nur auf Rüderrollen und sah nach
der Seite, von der sie kommen mußten.

Eine halbe Stunde und noch eine. Die Dorf-
mutter hatte längst acht geschlagen, als von fern ein
leises Röllchen herüberflang.

"Sei künnt! Sei künnt!"

Durch die augenblickliche erwartungsvolle Stille
hörte man die Rüder schon näher, dazwischen Peitschen-
knallen, Föhren und Singen. Das einütige Lied
klang wunderlich traurig durch den dunklen Regen-
abend, bisweilen unterbrochen von einem lustigen
Gassenhauer, den die Hollandgänger wohl unterwegs
in den Fabrikstädten gelernt hatten.

Jetzt sah man schon die Laternen des Wagens,
wie einen rothglühenden Punkt näher und näher
durch die Dunkelheit.

Nun waren sie da. Der Wagen hielt. Athem-
los drängte Stine vor.

Sie sprangen aus dem Wagen, einer nach dem
Andern. Die Frauen und Kinder drängten sich um
sie, es war ein Lachen und Schreien, ein lautes
Gewirre.

Stine hatte Seden angesehen; Daniel kam noch
immer nicht. Und nun — war das schon der
Letzte? Wo blieb Daniel denn? Hatte sie ihn
doch übersehen? Das war doch nicht möglich, er
war ja größer als die Anderen Alle!

"Danjel, Danjel!" rief Stine laut, "wo büste?
Wo 's mil' Mann?"

Steiner antwortete. Die Leute traten aus-
einander und machten ihr Platz.

Stine sah von Einem zum Andern, dann ging
sie auf einen der Hollandgänger zu, einen älteren
Mann, den sie kannte.

"Luhmann", sagte sie hastig, "wo ist Danjel?
Is hei nich mielamen? Künnt hei nah?"

Der Mann wischte sich über das Gesicht und
murmelte etwas, das Stine nicht verstand. Sie
wandte sich zu den Anderen, die herumstanden.

"Weit' ic dem nich, wo Danjel Böhler is?
Wei'll ic dem nich, wo will doch mielammen!"

Die Leute sahen sich untereinander an und dann
sie, mit einem sonderbaren Blick.

Dann trat Bushmann vor:

„Böhler, Danjel künnt nich weder,“ sagte er hastig, „it möt dat nich sau swor nahmen. Dor is nit an tau maken, dat künnt all, as de leive Gott dat will.“

Sime stand dicht vor dem Mignne und packte ihn am Arm.

„Is hei. — is Danjel doet?“

Der Mann nickte nur.

„Dat sünd nu'n Wochener dreie. Sei hebbet mi seggt, ec schull datt sin Fri' weiten laten, um ec wull of irst schriiven. Neuer denn heiw'd mi dacht, ec kumm jau ball nah Hns, um vertellen lat si samvat heter as schriiven.“

Er stockte einen Augenblick. Als Sime nichts sagte, sprach er weiter.

„Bi harr nein annar Arbeit mühr kregen künnt, de leste Tid, blot noch up'n groten Bu, as Handlanger. Bi weer jümmier tosamem, Böhler im ec, blot den Dag nich. Sei säen mi nahsten, hei harr up de Gerüsten sin Taut up'n loset Brett sett. As sei mi raupen und ec tau em kam, was't all tan late.“

(Schluß folgt.)

Despotenkommunismus.

Von Heinrich Laufenberg.

(Schluß)

Gohl hat das Königthum wiederholt einen Anlauf zu Steuerreformen genommen. Indem seine ewigen Gelöbthe es jedoch zwangen, beabsichtigte „Reformen“ stets mit finanziellen Rücksichten zu vergreichen, die Stellen der Richter, Offiziere, Steuereinnehmer, kurz jede Beamtenqualifikation gegen klängende Münze zu verkaufen, so ist es ersichtlich, wenn mit der zunehmenden Defizitwirtschaft auch die Zahl dieser Parasiten — Blutegel nennen sie einhellig die zeitgenössischen Kritiker — geradezu in's Ungemessene stieg. Aber nicht genug, daß diese Schmarotzer das niedere und arbeitende Volk bis auf Mark und Knochen auspreßten, um möglichst bald ihr vorgeschoßenes Kapital bei einer Verzinsung von 20, 30 und selbst 50 Prozent mehrfach wieder einzuhäufen, zumal sie nie wußten, auf wie lange sie sich ihrer „Privilegien“ würden zu erfreuen haben, vermochten sie gemeinhin nichts Eiligeres zu thun, als sich durch den Erwerb „seignoraler“ Herrschaften gleichfalls in den bequemen und behörmlichen Genuss der Steuerfreiheit zu setzen. So zieht sich der König um die Arbeit immer fester und enger zusammen. Je mehr der „Nationalwohlstand“ wächst, je mehr das baare Geld sich in den Krallen der Finanzaristokratie, der Grund und Boden in den Klauen des Adels und der Geistlichkeit vermehrt, um so wichtiger fällt die Last aller Abgaben auf den Fleiß Derer, die der Nation durch ihre Arbeit erst die Möglichkeit des Daseins geben, während das müßige Einkommen steuerfrei ausgeht.

Die Frage, wie sich diesen standlosen Steuerfreiheiten befonnen, wie sich dem bestehenden „christlichen“ Staatsrecht eine christlichere Rechts-theorie entgegensezen lasse, die die Handhabe biete, die augenfälligen Ungleichheiten wenigstens in etwas abzuschleifen, ist denzufolge ein Problem von grösstem Interesse für das Volk, ein Problem, das offenbar nicht nur von der Regierung überdacht und erörtert ward. Und hier ist es, wo wir dem Gedanken des königlichen Obereigenthums fast allgemein und auf Schritt und Tritt begegnen.

Schon im Jahre 1600 schlagen die normannischen Stände vor, angesichts der schweren Schäden, die die Religionstrieme der Provinz zugefügt, an den König eher „allen Besitz anzugeben“, als in neue Unterstützungen zu willigen. Einer in Amsterdam anonym erschienenen Schrift: „Das verschlachte und nach Freiheit lechzende Frankreich“ aufzugehen hat Colbert die gleiche Idee, den gesamten Grund und Boden Frankreichs in fiskalische Verwaltung zu nehmen, die auch von anderer Seite bestätigt wird, in sehr ernsthafte Erwägung gebracht. „Unter dem Ministerium

Colbert,“ heißt es in dem genannten Werke, „wurde darüber Berathung gepflogen, ob der König sich nicht in faktischer Besitz aller Gründe und Liegenschaften in Frankreich setzen, ob man sie nicht zu königlichen Domänen umgestalten solle, um davon die Nutzung zu haben und sie in Pacht zu geben, an wen der Hof für thümlich erachten würde, ohne sich an den alten Besitzer, an die Erbschafts- oder sonstigen Rechte zu lehren.“ Die Tendenz dieses Planes wird klar ersichtlich, wenn der Verfasser den Adeligen und der Geistlichkeit zurruft: „Seht zu, was da vor sich geht und unter was für einer Regierung ihr lebt. Wenn eines Tages ein Finanzminister an's Ander kommt, der um einen Grabföhner ist als Colbert, wird man euch an einem einzigen Tage alle eure Erbgüter entreißen; man wird euch zu Pächtern degradiren und ihr werdet dem König für alle eure Besitzungen Rente zahlen. Der wichtigste Schritt ist bereits gethan; der Fürst hat die Überzeugung gewonnen, daß er zu etwas Derartigem das Recht besitzt. Gründe der Staatsklugheit allein haben ihn zurückgehalten. Seid versichert, Gründe der Staatsklugheit sind keine ewigen Wahrheiten. Sie werden sich ändern, wenn die Gelegenheit dazu sich bietet.“ Der gleiche Gedanke, daß dem König das Eigenthumsrecht auf den gesamten Grund und Boden zustehe, wird ferner 1692 in einem fiskalischen Edikt über die Alode wiederholt. Zuletzt ward 1710 auf dieses Prinzip zurückgegriffen, als unter den furchtbaren Verheerungen des spanischen Erbfolgekrieges die Finanznoth des Landes zu einer selbst unter Ludwig XIV. bis dahin unbekannten Höhe gestiegen war. Schon drei Jahre zuvor hatte Vauban einen „königlichen Gehnthalten“ in Vorschlag gebracht, der unter Abschaffung der anderen Steuern alle Güter gleichmäßig, auch die des Adels und der Geistlichkeit, nach dem Gehnthalten des Ertrages treffen sollte. Der Plan hatte Vauban die Ungnade Ludwigs XIV. zugezogen, bis der Letztere sich schließlich veranlaßt sah, das Projekt gleichwohl zu verwirklichen, freilich mit der kleinen Abänderung, daß die übrigen Steuern nicht wegfielen, vor Allem also die Rechtsungleichheit bestehen blieb. Bezeichnend genug, wiederholte die Languedoc durch den Mund ihrer Stände das Verlangen der Normandie vom Jahre 1600, der König möge als Zeichen „besonderer Gnade“ alles Land in eigene Verwaltung nehmen.

Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß Ludwig XIV. persönlich durchaus auf dem Boden dieser für seine gesamte Steuer- und Finanzpolitik so begnügen Ansichten stand. Die von ihm hinterlassenen Memoiren, insbesondere seine Instruktion für den Dauphin, geben davon ein beredtes Zeugniß. Der Grundsatz: „Sich vergrößern ist die würdigste und angenehmste Beschäftigung des Herrschers“ galt bei ihm nicht nur für das Gebiet der auswärtigen, sondern vor Allem für das der Finanzpolitik. „Sie müssen,“ so spricht er zum Dauphin, „von der Überzeugung durchdringen sein, daß die königlichen absoluten Herren sind und von Natur aus das volle und freie Verfügungrecht über alle Güter haben, die sich im Besitz sei der Geistlichen, sei es der Laien befinden, so daß sie von denselben zu jeder Zeit gleich weisen Sachverwaltern Gebrauch machen können.“ „Alles, was sich im Bereich unserer Staaten findet, von welcher Art es immer sein möge, gehört uns nach dem gleichen Rechtstitel. Das Geld, das in unserer Kasse liegt, das, welches in den Händen des Schatzkämmerers verbleibt, das, welches wir im Verkehr und Handel unserer Völker belassen, darf von uns in gleicher Weise zur Verwendung gezogen werden.“ „Es ist für die Allgemeinheit ein geringeres Übel, selbst die schlechte Regierung von Fürsten . . . zu ertragen, als sie zu kontrollieren. Was sie bisweilen gegen das gemeinsame Gesetz zu fehlen scheinen, gründet sich auf die Staatsraison, nach der Auffassung der gesamten Welt das oberste Gesetz, aber zugleich das dunkelste und unbekannteste für alle Die, welche nicht regieren.“ Die oberste Leitung der Finanzverwaltung aber darf nur in den Händen des Fürsten ruhen. Er hat keinen besonderen Wohlstand zu schaffen, als

den des Staates, keine Erwerbung zu machen, als das Wachsthum der Monarchie, keine Autorität hoch zu bringen, als die der Gesetze, keine Schulden zu bezahlen, als die öffentlichen Verpflichtungen, keine Freunde zu bereichern, als seine Völker.“ Gekrönt wird dieses faulose Sammelkürium selbstherrlichen Größenwahnsinns, das den Fürsten mit dem Staat, seine privaten mit den öffentlichen Schulden identifiziert und für die Wirkungen einer tollen Maitressen- und Cäsarenwirtschaft ohne Weiteres das gesamte Volksvermögen haftbar macht, mit dem unentbehrlichen Legitimitätsgedanken der von Gott festgesetzten Autorität. „Derjenige, welcher den Menschen die Könige verliehen hat, will, daß man sie als seine Statthalter achtet, und sich allein behält er das Recht vor, ihre Geschäftsführung zu prüfen. Sein Wille ist es, daß jeder, der als Unterthan geboren, gehorche ohne Kritik und Unterscheidung.“

Es ist bereits auf das Edikt vom Jahre 1692 Bezug genommen worden, das das Obereigenthumsrecht des Königs auch für das Alod, das Stammeland eines adeligen Besitzers, ausspricht. Für das Feod, das eigentliche Lehenland, hat von den frühesten Zeiten her die Anschauung bestanden, daß sich hier der König nicht jeder Beziehung zu dem Gut entäußere, daß es auch in der fremden Hand nicht seinen ursprünglichen Charakter einer königlichen Schenkung verliere. Trotz der im Laufe der Zeit zugestandenen Erblichkeit der Lehnen haben die Könige diese Ansicht, möchte sie auch in der Praxis schließlich noch so geringe Bedeutung besitzen, bei ihren Jahrhunderte langen Kämpfen mit dem Adel hartnäckig festgehalten. Das, was sich für das Feod vertheidigen ließ, dehnten aber die mittelalterlichen Kronjuristen bereits auch auf das Stammeland aus, welches man de alode parentum, aus der Erbschaft der Väter besaß, wie die alten Geschichtsschreiber besagen. Freilich findet sich dieser Gebrauch des Wortes Alod für Erbgut erst in später merowingischer Zeit, und nur allmälig gewinnt das Wort jene weitere Bedeutung, wonach es das wahre Grund-eigenthum im Gegensatz zu einem bloß übertragenen Besitz fremder Güter bezeichnet. Die Frage nach der Entstehung des Alods und seinem Verhältniß zur königlichen Gewalt mußte aber zur Zeit Ludwig's XIV. um so strittiger sein, als sie bereits in den ersten Zeiten des Mittelalters strittig und dunkel gewesen war. Sie hatte auch für Frankreich weit weniger Interesse, als etwa für Deutschland, da bei uns das Lehnswesen nie so tief in alle Lebensverhältnisse eingedrungen ist, als bei unseren westlichen Nachbarn, wo der feudale Grundsatz: „nulle terre sans seigneur, kein Boden ohne Lehns-herr“ noch zu den Zeiten Mazarin's und der Fronde zur Beschönigung der Münzereien des Adels herhalten mußte. Auf diese also noch während seiner Minderjährigkeit betätigten Anschauungen griff Ludwig XIV., griffen seine Juristen zurück. Ausdrücklich heißt es in der schon oben erwähnten Instruktion an den Dauphin, allerdings mit vorwiegender Bezugnahme auf die Geistlichkeit: „Wenn es unter Denen, die unter unserer Herrschaft leben, Leute giebt, die in höherem Maße als die Anderen gehalten sind, uns mit allen ihren Gütern zu dienen, so müßten das ohne Zweifel die Träger der Benefizien (Lehen) sein, da sie diese nur vermöge unserer Ernennung im Besitz haben.“

Natürlich beeilte sich die alle Zeit unterwürfige galikanische Kirche, zu diesen Auffassungen im Allgemeinen und im Besonderen ihren Segen zu geben. So stellte im Jahre 1682 eine Versammlung des Konsistoriums und der Hochschöpfe die „Regel“ auf, der König stehe über allen Gesetzen der Kirche, er könne weder vom Papst noch von der Kirche excommunicirt und seine Untertanen niemals von der Gewissenspflicht des Untertanenrechtes entbunden werden, selbst dann nicht, wenn es sich um Fragen der Religion und der Häresie handele. Dem entspricht es, wenn wir keinen Geringeren als Bossuet, den berühmtesten Kanzlerredner seiner Zeit, den Bischof von Meaux und den gefälligen Zwischensträger in Ludwig's skandalösen Liebes- und Ehebruchshändeln, in seiner „Politik auf Grund der heiligen Schrift“ erbaulich

wie folgt deklamiren hören: „Der Fürst in seiner Eigenschaft als Fürst wird nicht wie eine private Persönlichkeit angesehen; er ist eine öffentliche Persönlichkeit. Der ganze Staat ist in ihm. Der Wille des ganzen Volkes ist eingeschlossen in dem einzigen. Wie in Gott sich jede Vollkommenheit und jede Ewigkeit vereinigt, so in der Person des Fürsten alle Kraft der Einzelnen. zieht Gott seine Hand zurück, so zerfällt die Welt in das Nichts; hört die Autorität in einem Königreiche auf, so gerät Alles in Unordnung. Gott gibt dem Fürsten die Fähigkeit, die geheimsten Verwicklungen zu entdecken. Er hat Augen und Hände überall. Durch die Vertrautheit mit den Geschäften hat er von Gott selbst einen gewissen Schäriflief empfangen, der uns denkt, er besitzt die Gabe der Divination. Ist er der Intrige auf die Spur gekommen, so werden seine mächtigen Arme die Feinde an den Enden der Welt ergreifen und in den Tiefen der Abgründe begraben. Es gibt kein sicheres Asyl gegen eine solche Gewalt. Ich weiß nicht — etwas Göttliches haftet sich an den Fürsten und flöszt den Käfern Furcht ein.... Ihr Könige! gebrauchet füñt eure Macht; denn sie ist göttlichen Ursprungs und heilsam für das Menschen Geschlecht. Ihr seid Götter, das will heißen, ihr besitzt in eurer Autorität, ihr tragt auf eurer Stirn ein göttliches Merkmal. Ihr seid die Kinder des Allerhöchsten; er ist es, der eure Gewalt errichtet hat zum Heile der Menschheit.“ Reitereit also die ehrtwürdige Klerikali, für den Despotismus in einer seiner verworfensten Formen die Quasigöttlichkeit zu erobern, so versteht man, wie die gelehrtesten, die geschicktesten und umfassendesten Dottoren der Theologie an der Pariser Sorbonne auslöschlich der beabsichtigten Einführung des bereits oben erwähnten „königlichen Zehnten“ eine Entscheidung von sich geben, wonach der König der einzige und alleinige Besitzer aller Güter sei, welche sich im Gewahrsam seiner Untertanen befinden, welch letztere in Wirklichkeit nur als die Bewohner dieser Güter im Namen des Königs gelten könnten. Wahrschlich Ludwig XIV. wußte, was er that, als er für seinen Sohn und herzoglichsten Thronfolger die Rorte niederschrieb, die öffentlichen Achtungsbeweise des Königthums der Religion gegenüber würdigster gerechterweise als der erste und wichtigste Theil seiner gesammelten Politik betrachtet werden. Aber der Entscheid der Pariser Sorbonne hat noch eine andere Seite. Erst dem modernen Klerikalismus ist es vorbehalten gewesen, die Pflicht speziell des Staates auf Gewährung einer angemessenen Subsistenz in Frage zu ziehen. Noch das 18. Jahrhundert weiß von diesem neuen Bourgeoischristentum nichts. Für jene Zeit kann die Eigentumsvertheilung und der Besitz ein privater, muß es aber nicht sein. Wie weite Kreise der öffentlichen Meinung dem Fürsten ein Recht auf die gesammten Güter der Staatsangehörigen zugeschrieben, so hat dieser andererseits nicht nur das Recht, sondern gegebenen Falles auch die Pflicht, dafür zu sorgen, daß trog des privaten Besitzes der Güter derselbe ein gemeinsamer bleibt, daß nicht die private Form des Eigentums die auf Alle gehende kommunalische Sot des selben ansieht. Noch einem Zénon und exemplarisch wie den Kirchenältern kommunalische Verwaltung und Produktionsformen etwas an sich Unmögliches oder gar Verwerfliches; hatte man doch damals in den sogenannten „communautés agricoles“, in den „ländlichen Gemeinschaften“, noch Beispiele des Gemeinschafts und der Gemeinschaftshoheit zahlreich genug vor Augen. So heißt es auch in der Einleitung des Edikts zur Verordnung vom 5. September 1693: „Seine Majestät ist durchaus davon überzeugt, daß sie in erster Linie ihre Ausmerksamkeit darauf zu richten hat, ihren Untertanen eine leichte und anstrengende Subsistenz zu verschaffen, und sie will nichts unterlassen, um diejenige so wichtige Pflicht zu erfüllen.“ Zu der gleichen Richtung bewegt sich der Gedanke der damaligen Zeit, daß sich an Getreide und Fleischfleischen, als den zweitgrößten Subsistenzmittel der Allgemeinheit, nicht gleich starke Eigentumsrechte erwerben lassen, als an den Erzeugnissen anderer Produktionsarten. Daher auch bei Hungers-

noth oder schlechter Ernte die häufigen, meist kategorischen und von der öffentlichen Zwangsgewalt unterstützten Befehle an Getreidehändler und Magazinhalter, ihre Vorräthe dem Kauf zu vorgeschriebenen Höchstpreisen zugänglich zu machen, Maßnahmen, die der Kornwucher freilich in der Mehrzahl der Fälle wirkungslos zu machen verstand. Das christliche Staatsrecht der früheren Jahrhunderte kennt also ein den gesamten Gütervertheilungsprozeß umfassendes Misschtsrecht und damit, wenn man will, in gewissem Sinne selbst ein „Obereigenthumsrecht“ der öffentlichen Gewalt, wenn es sich um die Garantie der Existenz der Nichtbesitzenden handelt. Von dieser Grundlage geht auch jener Entscheid der Pariser Sorbonne aus. So charakteristisch derselbe mithin im Vergleich zum heutigen Klerikalismus und seiner Eigenthumsinstinkte ist, so bemerkenswerth wird er durch die Thatsthe, daß korrupte Pfaffen das Recht der Armut durch eine denselben in's Gesicht schlagende Auslegung dazu missbrauchen helfen, den darbenden und nothleidenden Schichten des breiten Volks durch brutale Steuermaßregeln auch das letzte Stück Brot aus den Händen zu reißen.

Die Bedeutung, welche die Idee des königlichen Obereigenthums für Frankreich unter Ludwig XIV. hatte, wird schon aus dem bloßen Umstände ersichtlich, daß die gesammte Kritik, mag sie nun von bürgerlichen Literaten oder adeligen Memoirenschreibern herühren, oder der Feder des Kommunisten Bainasse entstammen, mit besonderer Vorliebe an diesem Punkt eingesetzt. Auch das berühmte, fern von allem Getriebe der Stadt und der aufkommenden Industrie verfaßte Testament des Pfarrers Meslier weist den gleichen, wenn auch weniger scharf ausgeprägten Zug auf. Meist ist es die Schilderung der trostlosen Verhältnisse der türkischen und asiatischen Despotien, die durchweg der absoluten Verfügungsgewalt zugekehrt werden, die die Beherrischer dieser Länder über das Eigenthum ihrer Untergangenen besitzen, in welche die heimische Kritik sich zu verbüllen liebt. Es ist bereits hervorgehoben worden, wie Ludwig XIV. bei der Ausübung des „Obereigenthumsrechts“ sich auf die Bourgeoisie und die unteren Stände beschränkte, Adel und Geistlichkeit dagegen bis auf eine einzige Ausnahme ungeschoren ließ. Dringt man etwas tiefer in das Detail seiner Finanz- und Steuerkünste ein, die jenes Recht in der unverhülltesten Weise praktizierten, so muß man zugeben, daß jener Vergleich mit dem orientalischen Despotismus durchaus zutreffend gewählt ist.

Braucht der königliche Schatz Geld, so gibt man an die zahlungsfähige Bourgeoisie zu hohen Preisen Adelsbriefe in großer Zahl aus, die man nach einigen Jahren widerruft, um für sie weitere Zahlungen zu erpressen. Oder man schafft Rentenkontrakte auf die königlichen Domänen, auf die Rathäuser der Städte u. A., man verkauft alle möglichen Beamten- und Offizierspatente, Alles natürlich fest gegen Saar. Will man sich ausnahmsweise ehrlich erweisen und die Renten und Gagen wirklich zahlen, so erhöht man einfach, damit der König an dem gehabten Nutzen keine Einbuße erleidet, die Gesamtsumme der Steuern um ein Entgegengesetztes und besticht die Steuerzahler. In den meisten Fällen aber besticht man die Rentenempfänger, indem man die Kontrakte aus irgend welchen wichtigen Auslösen, sobald die Gelegenheit sich günstig erweist, widerruft. Die Stände werden bestochen, um die Einnahmen der „freiwilligen Geschenke“ der einzelnen Landeshäfen in's Ungemessene und Überschwingliche zu steigern, ein Geschäft, in dem die höhere Geistlichkeit den verständnisvollen Vermittler macht. Auf der arbeitenden Menge lastet die Zölle, zugleich eine Kopf-, Grund- und Mobiliensteuer, die Salzhauer, beide beim Volke tief verhaftet, weil zu ihrer Belieferung ganze Heere von Beamten angeboten wurden, die ohne jeden Prozeß zur Pfändung schreiten und das Letzte, bis auf die Arbeitsinstrumente, wegnehmen konnten; lasten der Grundzins, die Frönden, die Zwangs- und Pannesteuer, die Ostrois, die Anslagen auf Wein, Papier, Tabak und inszend andere Dinge. Glaubt man

etwa, ruft eine zeitgenössische Quelle aus, der König wähle den Weg der Steuergesetzgebung an Stelle der offenen Enteignung, weil er sich ein solches Recht nicht beimesse? Weit gefehlt; er wählt unter zwei Expressionsmethoden nur die weniger schreiende und für ihn bequemere. Das System der Renten- und Stellenverkäufe aber bezeichnet der gleiche Schriftsteller als eine förmliche Wegelagererei; es gleiche dem Verfahren eines Raufmannes, der seine Ware zu einem ungebühlrlich hohen Preise losläßt, um sich nachher gewaltsam und mit bewaffneter Hand gleich einem Straßenräuber wieder in den Besitz derselben zu setzen.

Und dieses Urteil ist kaum zu hart. Man braucht nur die Verwaltungskorrespondenz Ludwigs XIV. zumal aus der Zeit aufzuschlagen, in der das Edikt von Nantes widerrufen ward, um in der vollen Wirkung des königlichen „Obereigenthumsrechtes“ nicht den mindesten Zweifel zu behalten. Ein Brief lautet: „Wir haben zu Paris eine Frau von Besitz, eine hartnäckige Protestantin aus Poitou, der man noch nicht hat Vernunft beibringen können. Ich bitte mir mitzuteilen, worin ihre Güter bestehen, ob sie die Nutzung davon hat und in welcher Weise. Denn es scheint mir, als ob sie des Besitzes derselben verlustig erklärt worden wäre infolge ihrer schlechten religiösen Aufführung.“ Ein anderes Schreiben besagt: „Der König hat beschlossen, gegenwärtig mit der Familie des Herrn du Quesne also zu verfahren, wie es mit allen anderen Verstößen in Sachen der Religion gehalten worden ist. Seine Majestät hat mir an Sie zu schreiben befohlen, wie es sein Wille ist, daß Sie unverzüglich alle Güter in Ihrem Departement beschlagnahmen lassen, die sich als solche des verstorbenen Herrn du Quesne herausstellen.“ Rehnliche Beispiele ließen sich in großer Zahl anführen. Das erstere Schreiben ist aus dem Jahre 1703, das letztere aus dem Jahre 1688. Die schöne patriarchalische Methode, selbst das Gewissen der Menschen heilsam und hoch zu besteuern, hat also jedenfalls Lauge genug bestanden, um dem königlichen Fiskus über manche Nöthe hinwegzuhelfen.

Der Absolutismus anderer Länder hat, wenn er auch in der Steuergesetzgebung einen ähnlich unmenschlichen Standpunkt eingenommen wie Ludwig XIV., doch in der Theorie den Obereigenthumsbegriff nie in gleich scharfer Weise ausgebildet. Das Obereigenthum des Königs stellt neben das in Manufaktur und Landwirtschaft mächtig hervortretende Streben nach Individualisierung der Produktionsmittel gleich zu Beginn den Gedanken einer neuen Zusammenfassung, wenn auch auf fiskalischer Grundlage. Charakteristisch ist dabei, daß namentlich auf Landwirtschaftlichem Gebiet, wo die Idee am ausgesprochensten die Gestalt praktischer Vorschläge angenommen hat, neben fiskalischen Interessen im Grunde eine durchgreifende Reform zu Gunsten des aufkommenden Einzelpachtystems bezweckt ward, indem das letztere gegenüber der feudalistischen Gebundenheit des platten Landes als herrschender Wirtschaftsmodus durchgeführt werden sollte. Vor Allem aber verdient bemerkt zu werden, daß der fiskalische Obereigenthumsbegriff seine schärfste Fassung nicht etwa von der zeitgenössischen Jurisprudenz, sondern von der zeitgenössischen Theologie auf Grund derselben christlichen Staats- und Eigentumslehre erhalten hat, die für die kapitalistische Eigentumsform als die beste und die allein der vorwiegend berechtigte in Anspruch zu nehmen nun heute sich eifrigst bestreift zeigt. —

Von den Bienen.

Von Bruno Borchardt.

Die Inseln mit sozialen Instinkten, die in großen Gemeinschaften mit Theilung der Arbeit für die einzelnen Individuen leben, unter ihnen besonders die Bienen, deren Arbeit der Mensch sich in hervorragendem Maße nutzbar macht, haben von

Nr. 37

Für den Annoncen Teil der „Neue Welt“ ist weder die Redaktion noch der Verlag des Blattes verantwortlich. Alleinige Inseraten-Ausgabe durch Heinr. Exler, Hamburg und Berlin. Preis pro 5gepaßte Nonpareille-Seite oder breiter Raum Mk. 1,25.

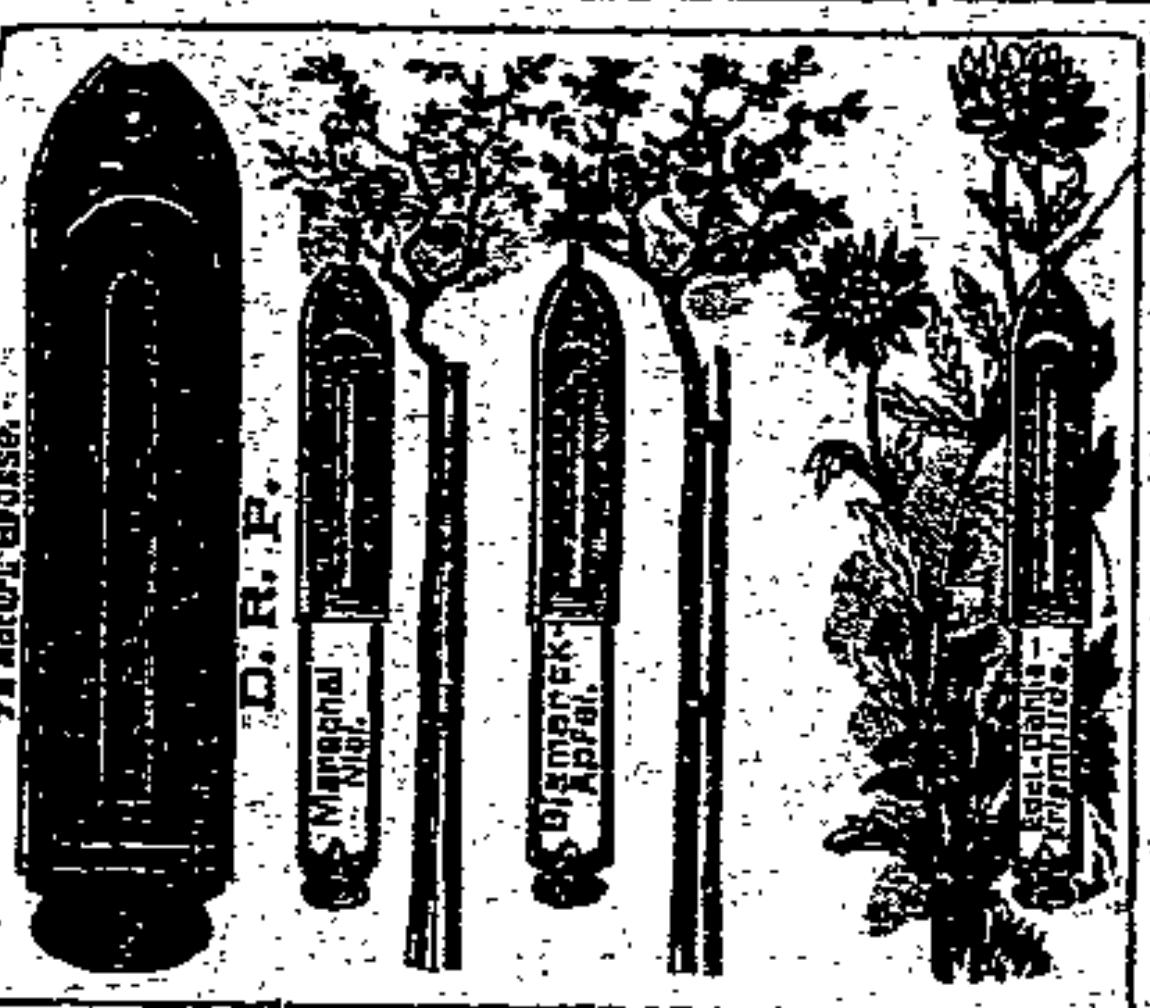
1903



Edt Silberne
Remontoir-Uhren, garantiert gutes Werk, 6 Rubis, schönes starkes Gehäuse, deutscher Metallstempel, 2 edle Goldränder. Einzel-Blätterblatt, Uhr 10,50. Dieselbe mit 2 echten silbernen Kettchen, 10 Rubis zgl. 1,25.
Schlechte Waren führe ich nicht. Meine sämtlichen Uhren sind wirklich gut abgezogen und genau reguliert; ich gebe daher reelle 2-jährige schriftliche Garantie. Versand gegen Nachnahme oder Postleitzahlung, Umlaufschiff oder Geld sofort zurück, somit Bestellungen bei mir ohne jedes Risiko. Reich illustrierte Preisliste über alle Sorten Uhren, Ketten und Goldwaaren gratis und franko.

S. Kreitschmer, Uhren, Ketten und Goldwaaren. Engros Berlin 415. Neue Königstraße 4. Reelle und wirklich billige Bezugquelle für Uhrmacher und Wiederverkäufer.

Erst versuchen,
dann urtheilen!
Pitamennius 1,20
Mélange-Marmelade 3,20
Honig, Erdbeer-Apfel- und Traubens-Gelée 3,20
Rhein. Apfelskraut 3,20
Zuckerhonig, vorzüglich 3,20
Der 10 Pfd.-Eimerfr. u. Nachnahme. Julius Vogel, Nahrungsmittelfabrik Alsbach a. E., Rheinpfalz.



Bestes u. billdigstes Baumschild!

Ein Schildchen, welches mit Namen und Eigenschaften der Pflanze zu beschreiben wird, steht verhüllbar in ein Zinngehäuse und ist dadurch vollständig geschützt. Witterung geschieht Schrift viele Jahre lang durchaus leserlich. — Versand gegen Nachnahme. Wiederverkäufer Rabatt. Preis pro Stück 10,-. Geg. Einwendung v. 10,- Porto 1 Stück gratis z. Anfert. Gg. Ad. Heller, Lichtenstein S.-M. Vorhängeschloss- u. Metallw.-Fabrik.

Wollen Sie

wirklich gut und billig rauchen? So bestellen Sie meine oben abgebildete Marke: Universal Nr. 73 für den spottbilligen Preis von 1,5 pro 500 Stück, oder 9 pro 1000 Stück franco, per Nachnahme. Die Marke ist mit Sumatra oder Java gedekt, in schönen Klappfässern verpackt und sehr bestickt. Um Seden von der Preiswürdigkeit meiner Fabrikate zu überzeugen, füge ich noch 30 Cigarren und ein interessantes Buch mit Preisliste gratis bei.

Garantie: Nachnahme oder Umlauf, daher kein Risiko.

P. Pokora, Cigarren-Fabrik, Neustadt W.-Pr. 379 E.

Billige Briefmarken Preisliste gratis sendet August Marbes in Bremen.

Feldan-Kiefer-Moor, ärztlich empf. Badezusatzz b. Schlaflosigkeit, rheumatis. u. Frauenleiden. Generalvertreter für Deutschland Dr. Hugo Münzer, Berlin N. Chausseestr. 48.

Goldsachen, Platin, Silber, Guveln, Uhren kaufen. A. Fuss, Juwelier, Berlin SW, Seydelstraße 23. Einsendungen werden umgehend mit voll. Wert franco reguliert.

Schönheits- und Körper-Pflege
ist kein Luxus, sondern Grundbedingung der Ästhetik und Hygiene. Man verlange unseres illustrierten Katalog hochwichtiger hygienischer und kosmetischer Neuheiten. F. Lehmann & Co. 14. Berlin W. 9.

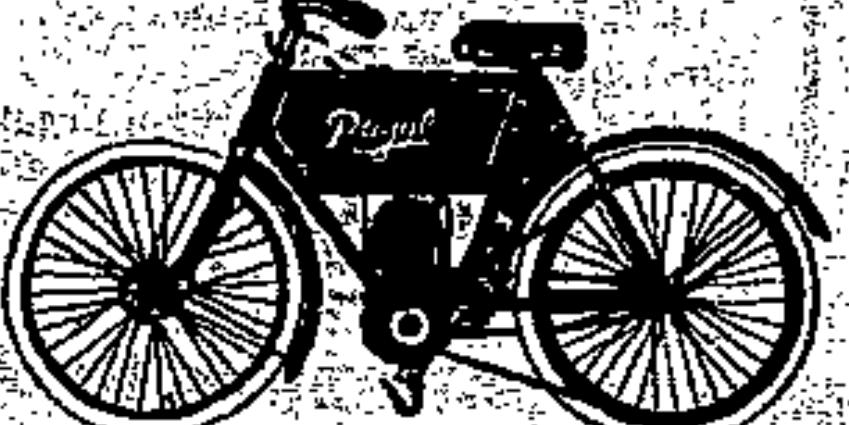


Oberbett, Unterbett, Matratzen und Pfannen mit garantierter neuen Federung gefüllt. In besserer Ausführung 8, 15 u. 20, dergl. zwischläufig 8, 18, 22, 29.

Holzbettstelle wie obige Abbildung mit Matratze und Reitlatten, einzelnfrig. 8, 20, zwischläufig 8, 25. Versand bei freier Vers. geg. Nachnahme. Umlauf, oder Rücksendung gestattet. Ungarische Bettfedern- und Betten-Fabrik in Hamburg N. S. Preisliste frei! Zahl. Nachbestellung.

Buch über Ehe

von Dr. Retsch in 32 Abb. statt 8, 25 nur 5,50. Preisliste über int. Bücher gratis. R. Oechmann, Konstanz 102.



Motorzweiräder von 300 Mark. an. Motore zum Selbst-Einbau in jedes Fahrrad. ohne Veränderung. Fahrräder 1 Jahr Gar. M. 79,-. Gummilaufräder-Rücktrittbremse 99,- Glockenlaufräder-Laufräder 99,- Doppelglockenlaufräder 111,- Laufräder 111,- Luftschläuche 2,75, 3,50, 4,- Laufräder 0,75 Acetylentlaternen 0,75 Calciumcarbid, Kilo 0,50 Lenkstange, vernickelt 2,70 Pedale 1,85 Elektr. Taschenlamp. 1,25 Gespannte Räder 5,- Fußpumpen 2,15 Freilauf-Hinterräder 11,- Reparaturen aller Systems billigst. Fordern Sie gratis u. frko. unseren neuen, reichillustr. Katalog 1903. Vertret. auch f. gelegentl. Verk. ges. Hoher Rabatt. guter Nebenverdienst.

Willi Hausskert, 6. m. b. f.
Berlin O.27, Alexanderstr. 150.

+ Magerkeit +
Schöne, volle Körperformen durch unser Oriental-Kraftpulver, preisgefeiert, goldene Medaille Paris 1900. Hygieneausstellung und goldene Medaille Hamburg 1901; in 6-8 Wochen bis 30 Pfund Gewichtsverlust, garantiert unschädlich. Streng reell — kein Schwundel. Viele Dankschriften. Preis: Karton 1,20. Postanweisung o. Nachnahme mit Gebrauchsangew. Hygienisches Institut.

D. Franz Steiner & Co.
Berlin 170, Königsgräßerstraße 78.

HYPNOTISMUS

Jedermann kann über anderes einen magischen Einfluß auszuüben lernen. Im Lindern von Krankheiten und Abgewöhnen übler Gewohnheiten können Sie Meister werden. Die Kenntnis dieser Kräfte bringt Glück und Gesundheit, entwickelt Ihre Willenskraft, befriedigt Ihren Ehrgeiz, zeigt Ihnen den Weg zu persönlichen und gesellschaftlichen Erfolgen und bietet Ihnen häufig Gelegenheit, ein Vermögen zu erwerben.

Wenn Sie irgend welches Interesse hierfür haben, versäumen Sie nicht, sich dieses bemerkenswerte Buch des Jahrhunderts, betitelt „Wunder des Hypnotismus“, 100 Seiten, reich illustriert, zu bestellen. Dieses Werk belehrt Sie über alle Geheimnisse des Hypnotismus, der magnetischen Heilkraft, des persönlichen Magnetismus, überhaupt über alle mysteriösen Wissenschaften. Das Buch wird vollständig kostenlos geliefert. Erfolg wird garantiert. Schreiben Sie eine 10 Pfennig-Postkarte an:

New York Institute of Science,
Abt. A. G. 39 State Street, Rochester N. Y.

Tatsache!

Die Continental-Fahrrad-Fabrik

lieft auch wieder
für Saison 1903
fraglos die

schönsten Modelle
und
zuverlässigsten Räder
der Welt

enorm niedrig. Preisen:
Ueberall suchen wir Wiederverkäufer
und geben

Probemaschinen

ohne Preisaufschlag ab, ohne dass sich die Empfänger zur Abnahme weiterer Maschinen zu verpflichten hätten.

Lassen Sie sich zunächst vollständig kostenlos unseren vornehmen reich illustrierten Katalog nebst Vorzugspreislisten senden. Sie werden finden, dass

Preise enorm billig
und jedes Risiko ausgeschlossen ist.

Nichtkounvenirendes wird bereitwilligst zurückgenommen und der bezahlte Betrag zurückgestellt.

Continental-Fahrrad-Fabrik

von Hermann Prenzlau, HAMBURG 110.

Umsonst und portofrei

versend. wir uns. Hauptkatalog Solingen. Stahlwaren, Werkzeuge, Hausratgeräte, Schreibzeug, Bierkrüge, Waffen-Sense, Britannia-waren, Hosenträger, Bürsten, Parfümerien, Stöcke, Schirme, Pfeifen, Uhren, Feldstecher, Photographische Apparate, Gold-, Silber-, Nickelwaren etc. 30 Tage zur Probe gegen Nachnahme od. Voreinsend. No. 01/2005 Hochzeit prima Nickelkette, m. Kompass, stets weiß bleibend, zirka 26 cm lang, pr. St. 4, 10. Bei vorher. Einsend. des Betrag. portofrei (Nachn. 20 % mehr). Tansende Dank- u. Anerkennungsschreiben liegen vor.

Marcus & Hammesfahr
Versandhaus I. Ranges.
Solingen 75.

Untersch. gegen gestattet. Risiko oder also ausgeschlossen.
R. NECHT BERLIN

Lungenleiden (chron. Katarhie und Schwindsucht) **heilbar!**

Ausführliche Broschüre mit Berichten von Aerzten und geheilten Kranken über diese Heilmethode versendet die Chemische Fabrik Dr. Hoffmann Nachf. in Maerano IUI (Sachsen) gratis und franco.



Geld verdienen

Winnen Sie, wenn Sie Ihren Barberfahrrads, rads und Columbiabügeln am besten. Unsere Concert-Zug-Sachen sind mit gekennzeichneten Neuerungen, 35 cm hoch, mit 10 Räder, 2 Register, 2 Säßen, 2 breitstell. starken Doppelräden, Edelstahlrädern, Querhütern, starken besten Stählen, offener Radelklaviatur, daher starkem Kon. Kosten für 1-jährig bis M. 4,50, 3-jährige M. 6,- 4-jährige M. 7,50, 6-jährige M. 11,50, 2-jährige mit 19 Rädern, 4 Säßen 9,50, mit 21 Rädern M. 10,-. Mit best. Tremolo-Lauf, Sicherung 50 Pf. mehr, mit Quer. 30 Pf. extra Sicherung gegen Nachnahme, Porto 80 Pf., Selbstsicherungskette gratis. Kein Risiko, Abnahme oder Gold zurück, nicht gut ausfallen. Illustrirte Preisliste gratis u. franco. Bestellen Sie daher bei Herfeld & Comp., Neuenrade 109, Westfalen. Die größte Harmonikafabrik am Platz.

Damen! Herren!
Nebenverdienst und Haupterwerb reeller Art finden Damen (Handarbeiten für Geschäft usw.) und Herren durch den praktischen Wegweiser, welcher gegen Einsendung von 1,65 M. oder Nachnahme zu beziehen ist von B. Schuffenhauer, Dresden Marienhofstr. 34.

Die besten und weltrenommiertesten Uhren prämiert ca. 30 Mal m. d. gold. Medaille u. s. w. kauft man am billigsten unter 5 jähr. schriftl. Garantie bei Hugo Heyne, Berlin 25, Landsbergerstr. 60-61. Jede Uhr ist gut abgezogen u. regulirt. Nickel-Wecker richtig gehd. u. weckd. M. 2,35. Cylinder-Uhren 34 Std. gehend M. 5,25, mit 2 Goldränder M. 7,-, echt Silb. 2 Goldr. prima Werk M. 10,25, echt gold. Damen-Uhren M. 16,50. Viele Dankschr. Prachtatalog über Uhren, Ketten, Ringe, Gold- und Silberwaaren umsonst u. portofrei.

Kinder, es ist zum Schrei'n. neatest Scherz-Instrument der fidèle Dudelsack

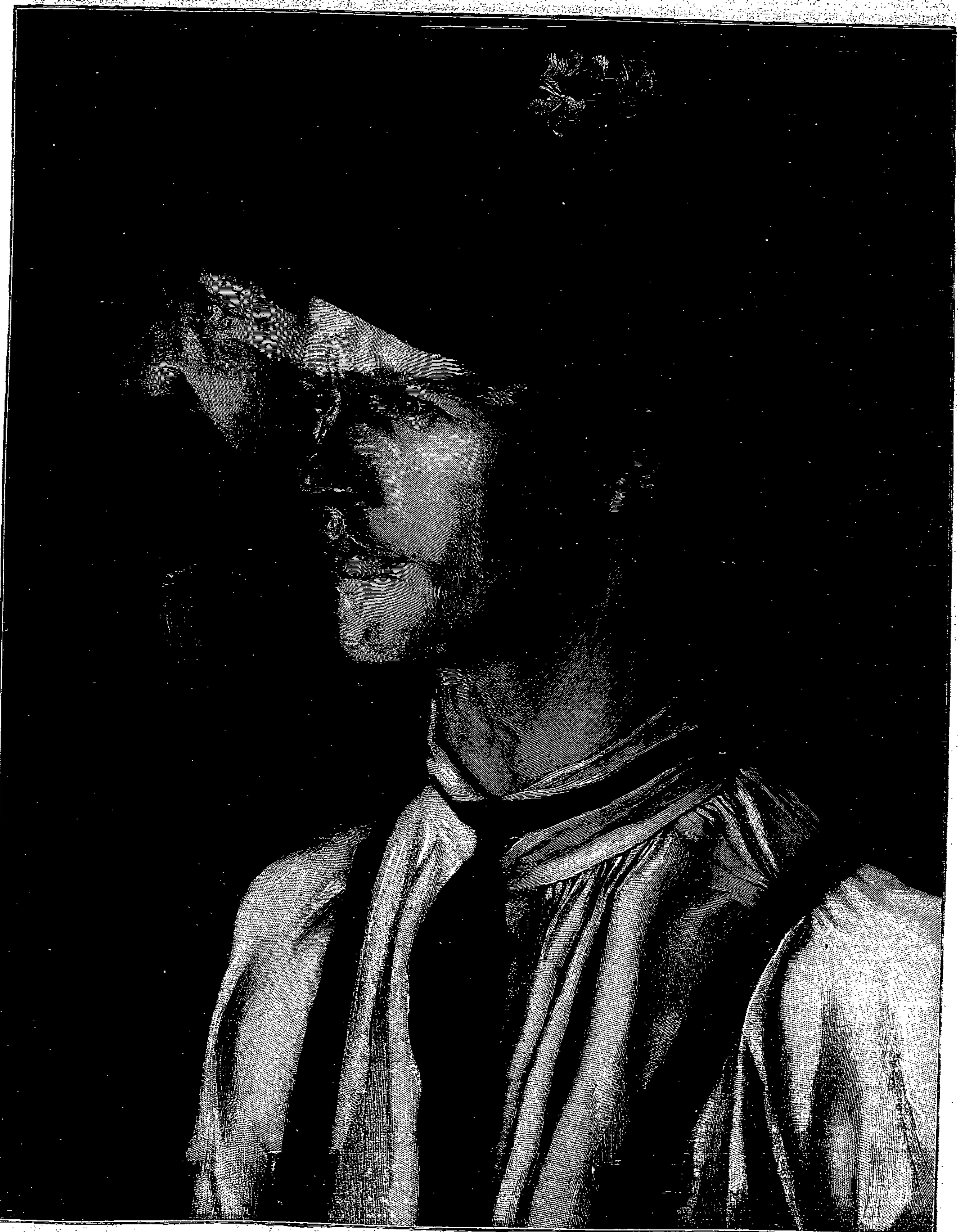
von Jedermann nach bei folg. Anleitung sofort zu spielen, für Landpartien humorist. Aufführungen, Picknicks, f. Weihnachts-, Neujahrs- u. Karneval-Scherz, überhaupt da, wo man herzlich lachen will. P. St. 4,15, 4 St. (Quartett) 4,65, 6 St. 4,95 franko. Nachnahme extra. Gotthard Hayn, Breslau, 2 D.

Stempelfabrik 46 von R. Robert Hecht BERLIN S. Oranienstr. 142 liefert schnell und billig alle Arten Stempel in bester Ausführung. Kautschuk Typen „Perfect“ zum Zusammensetzen einzelner Wörter sowie ganzer Sätze von Mk. 1,00 an.

Tapeten

gebraucht, verlg. Musterbuch fr. Beste Bezugquelle. Fr. Franko bei Aufrägen v. 5,5.

W. v. Drathen
Tapeten-Versand-Geschäft Berlin W. 57. Potsdamerstrasse 84a. Buntglaspaper (Ersatz f. Butzenscheiben) 47 cm Neuheit! breit, Mk. 1 pro Meter.



Die beiden Wildschütz'en. Nach einem Gemälde von Wilhelm Leibl.
Im Besitz der Nationalgalerie zu Berlin.

jeher Anlaß gegeben, ihnen hervorragende geistige Eigenschaften, den menschlichen fast gleiche Fähigkeiten zugeschreien. Auch heute nennt man eine Gemeinschaft von Bienen nach der Analogie der menschlichen Gemeinschaften einen Staat, an dessen Spitze eine Königin steht, der die übrigen Glieder dienen und gehorchen. Die Bienenkönigin beherrscht sich nicht an der Erwerbsarbeit, sie ist über Nahrungs-sorger und die kugelige Mätsch hinansteigen. Alles was sie braucht, wird ihr in reichlichster Weise von den Unterthanen, den Arbeiterinnen, zugefertigt, die selber selbst Hunger leiden, ehe sie ihre Königin darben lassen; sie selbst sorgt lediglich dafür, daß das Volk nicht ausstirbt, doch junge Nachzucht immer wieder vorhanden ist, sie legt beständig Eier in die von den Arbeitern erbauten Zellen, das Aufziehen der süß entzückenden jungen Bienen dagegen bleibt den Arbeitern überlassen.

Die streng durchgeführte Gliederung des Bienenstaates und Bienenvolkes in Königin, in Arbeiterrinnen, nichtsahnende Drohnen (Männchen) legte den Gedanken an menschliche Institutionen und menschliche Erforschungen nahe. Ohne Weiteres wurde und wird auch heute oft der Maßstab menschlicher Errichtungen und menschlicher Gefühle an das angelegt, was wir bei den Bienen sehen und beobachten. Häufig sieht man z. B. an heißen Sommertagen eine Anzahl Bienen am Eingange des Körbes mit den Flügeln schlagend sitzen; sie bilden eine Thronwache, welche aufspäht, doch keine fremden Bienen sich einzuschleichen, sagte der römische Schriftsteller Plinius, und bis auf den heutigen Tag ist diese Thronwache der Bienen eine bekannte Errichtung, vergleichbar den Thronwachen der mittelalterlichen Städte oder den Pol- und Postämtern der modernen Staaten.

Eine gewisse Analogie dazu bildet der Trompeter bei den Hummeln, über den sich der erste Bericht aus dem Jahre 1685 findet. Früh Morgens zwischen 1/4 und 4 Uhr erscheint eine große Hummel auf dem Dach des Körbes und sitzt dort unter lebhaften Flügelbewegungen ein Konzert an, das wohl eine halbe bis eine ganze Stunde dauert. Man meinte, dieser Trompeter, wie man die flügelshagende, summende Hummel nannte, diene zum Rufen des Volkes, dessen andere Mitglieder noch des inneren Schlafes pflegen. Vorher wurde er auch zweimal beobachtet, wenn die Hummelfamilie sich schon in voller Tätigkeit befand; obwohl das „Rufen“ sonst jeden Stand verloren hatte, blies er doch ruhig seine Städtlein auf der Trompete ab. Aber solche Abweichungen kann man nicht, der Sinn ist anthropomorphologisch (verzerrungsbildende) Ausdrückungen des Insektalebens hinzunehmen hat, höchstens beweisen sie ihm, daß die kleinen Thiere doch nicht ganz so flug sind, wie der Mensch. Wer will darüber wissen, ob der Trompeter nicht seinen ihm einmal gewordenen Auftrag zur festlichen Stunde zu werden, erfüllen mög, um auch die zu Bettenden ihres aufzufinden. Er sieht sie zwar, aber natürlich kann er kaum schon in Kenntnis gestellt sein. Auch bei uns Menschen

„erkennt sich Gesch und Stärke
Wie eine eisige Strenge fort.“

und werden befolgt und beobachtet, wenn sie längst überflügelt und geradezu tödlich geworden sind. Schändlich aber ist der Besitzer der beiden Hummeln nicht, höchstens überflügig, kommt sollen sie ihm also befehligen?

In Wirklichkeit dient die Thronwache, die nur erscheint, wenn die Biene im Stock über 36 Grad steigt, der notwendigen Ventilation, und ähnlich dürfte wohl auch das Wirken des Trompeters zu erklären sein, der stets nur bei untermäßig warmen Temperaturen und starken Böllern, wo die Luft über Nacht sehr schlecht und heiß wird, beobachtet wurde.

Bis in die jüngste Zeit hinein wurde in solcher Weise nicht nur von gelegentlichen Beobachtern, sondern von ernsthaften Bienenzüchtern und Forschern Menschliches in das Leben der Bienen hineingetragen. Die Königin ist bekanntlich das einzige vollständig ausgebildete Weibchen im ganzen Volk, sie ist daher die Mutter aller Arbeiterinnen, und in dem Verkehr der Arbeiter mit ihr sieht man deshalb auch die kinderliebe eine Rolle spielen. So schreibt z. B. vor 30 Jahren ein hervorragender französischer Bienenzüchter, Drory, dem wir wohl die zuverlässigsten Beobachtungen über die Meliponinen, flügellose Bienen aus Mexiko und Süd-Amerika, verdanken, bei der Schilderung des Zellenbaues:

„Wenn die Arbeiterinnen den Bau der Zellen beginnen, kommt die Mutter, d. h. Königin, oft, um die Arbeiter zu inspizieren. Befindet sie sich dicht bei den Arbeitern, welche nach links und rechts laufen, so halten diese plötzlich im Laufen ein und verneigen sich vor der Mutter, welche ihre Flügel heftig bewegt. Sie berührt mit ihren Antennen während einiger Augenblicke den Kopf der Arbeiter, als wenn sie ihren Segen geben wollte. Es ist wirklich erstaunlich, zu sehen, mit welchem Respekt, mit welcher Liebe und mit welcher Sorge die Arbeiter ihre Mutter umgeben! Die Honigbienen nehmen auch Mühsicht auf ihre Königin, aber die Meliponen scheinen noch mehr Zuneigung und noch mehr Respekt zu besitzen. Sobald drei oder vier Zellen beinahe fertiggestellt sind, flattert die Mutter mit sichtbarer Stolze auf diese Zellen und ruht darauf, indem sie sich mit den Beinen an den Zellentümern festhält und den Hinterleib herabhängen läßt. Während sie vom Zeit zu Zeit ihre Flügel schüttelt, beobachtet sie aufmerksam die Vollendung der Zellen, indem sie mehrfach die Arbeiter mit den Antennen berührt, dieses Mal vielleicht, um sie anzuregen.“

Sobald die erste Zelle fertig ist, taucht die Königin Kopf und Brustfalten hinein, um die Arbeit zu prüfen. Sie macht diese Inspektion plötzlich, als wenn eine Melipone ihr das Zeichen der Vollendung gegeben hätte. Nun kommen fünf oder sechs Arbeiterinnen, die nicht bei dem Bau beschäftigt waren, und stellen sich vor der Königin auf. Eine der selben bewegt sich vorwärts und die Königin berührt sie mit den Antennen; darauf, als wenn sie die Erlaubnis erhalten hätte, taucht die Arbeiterin ihren Kopf in die vollendete Zelle und verweilt so etwa 15 bis 20 Sekunden; dann zieht sie sich so schnell zurück, daß man kaum verfolgen kann, wohin sie läuft, wahrscheinlich zum Magazin, um von Neuem Vorräthe heranzuholen. Diese schnelle Entfernung hat den Zweck, den Anderen zu gestatten, so schnell als möglich dieselbe Arbeit vorzunehmen. Von Zeit zu Zeit unterbricht die Königin den fortwährenden Beschluß der Nahrungbringenden und taucht selbst den Kopf in die Zelle, um den Fortschritt zu kontrolliren; darauf geht die Arbeit wieder weiter vor sich: auf's Neue folgen sich die Arbeiter und führen das gleiche Manöver aus, aber keine Melipone geht vorwärts, um den Kopf in die Zelle zu stecken, ohne

nicht vorher die Erlaubnis der Königin erhalten zu haben.“

Wer diese kleinen Insekten im Grunde doch ziemlich tief stehende Thiere, derartiger Überlegungen und eines Handelns nach vorbedachten Plänen und auf erhaltene Erlaubnis hin für fähig hält, wird auch geneigt sein, ihre geistigen Fähigkeiten sehr hoch einzuschätzen. Es ist nicht verwunderlich, daß man ihnen ein gutes Gedächtniß zuschreibt, ein Erinnerungsvermögen, mittelst dessen sie Erfahrungen sammeln und verwerthen, die sie dann zu ihren erstaunlichen Leistungen befähigen. Weiter gehört dazu die Fähigkeit, sich zu verständern; gut ausgebildete Gehörs- und Gesichtsorgane würden daher bei den Bienen und ihren Verwandten ohne Weiteres angenommen. Zwar ist ein Organ, welches Schallwellen perzipieren könnte, bis jetzt bei der Biene nicht entdeckt worden; da sie aber verschiedene Töne hervorbringt und auf Töne von ihresgleichen zu reagiren scheint, so ist die Vermuthung eines uns noch nicht bekannten Gehörorgans nicht ganz von der Hand zu weisen.

Die Sehorgane der Biene sind dagegen verhältnismäßig gut ausgebildet; freilich besitzt sie nicht Augen, wie der Mensch oder die höheren Sängerthiere, sondern Facettenaugen, wie auch andere Insekten. Aber ihre Augen haben zahlreiche Facetten, 4000 bis 5000, so daß inmerhin ein relativ scharfes, deutliches Sehen angenommen werden muß. Daneben sind auch noch einfache Ocellen (Punktaugen) vorhanden, die für das Thier kaum ganz nutzlos sind, wenn sie auch für die Lichtempfindung wenig in Betracht kommen — ihr Überleben mit schwarem Rad z. B. stört nicht den Flug der Biene im Zimmer dem hellen Fenster zu.

Bienen finden nicht nur von ihrem Aussprungheim, sondern auch, wenn man sie von ihrem Stock wegfangt, in eine Schachtel bringt und sich mit dieser in ziemliche Entfernung von dem Stock begiebt, fliegen sie in der Regel leicht und schnell nach Hause. Diese Thatache zu deuten, fällt Dem, der sie für geistig hochstehende Thiere hält, nicht schwer; sie orientiren sich eben auf ihren Aussprung mittelst der Augen und ihres Gedächtnisses, ganz ebenso, wie etwa Brieftauben und Menschen, und finden daher aus bekannten Gegenden bequem und leicht nach Hause, aus ihnen noch unbekannt gebliebenen nicht. Über die Art, wie sie sich im Fluge orientiren, lese man z. B. nachfolgende Schilderung, wie eine einsam lebende Biene, die Art Anthidium, die ihre Eier in leere Schneckenhäuser legt, sich verhält, wenn man das Schneckenhaus, in dem eine Biene angefangen hat, ihre Brut abzusehen, um einige Zoll vom Platze verschiebt: „Das Thier kommt angeflogen und prallt aus kräftigem Fluge mitten auf die Stelle, wo sein Nest sein sollte, findet aber nichts. Da erhebt es sich, fliegt zurück, bleibt eine kurze Weile aus und kommt wieder. Es prallt zum zweiten Male in vollem Fluge genau auf dieselbe Stelle, wo es vorher landete. Wieder entfängt, fliegt es noch ein oder mehrere Male auf, um immer wieder an derselben Stelle niederzufallen. Dann scheint es die Überzeugung gewonnen zu haben, daß der Platz, wo es landete, der rechte ist; es fliegt nicht mehr fort, sondern sucht die Umgegend ab, findet das verlegte Schneckenhaus und bemächtigt sich desselben.“

(Schluß folgt.)

Die Béarnaise.

Eine Hackdate von Wilhelm Schäfer.

niel davon zu verzehren. Wenn das nun ein Brüder war? Aber gar ein Gouverneur? Aber es war schrecklicher als das. Es waren zwei Generale und zwei Majorer mit einem guten König, der es liebte, so königlich über Land zu reisen. Heute Abend aber wollte er feierlich in La Chapelle einzuziehen. Dazu brauchte er Pferde, gutgezähmte frische Pferde. Und nun traf er inmitten dieser königlichen Pracht an den Wegen, als in diesen Gegenden, und die Thiere hatten Zeit gehabt, recht

gefahren wurde, Jean Montier mit seinen fünf edlen Thieren.

Wie Briganten kamen sie über ihn. In fünf Minuten hatte er einen Schwung von Flüchten und königlichen Befehlen über sich ergehen lassen müssen, Medenella, Camilla und die beiden Goldengel waren von ihren Pferden heruntergelangt worden, selbst Solo der Afse hatte seinen Goldsuchs an einen anderen General hergeben müssen, und aneinander-

(Forts.)

Gün Mös freundliches Gesicht nahm aus dem Fenster, und eine ebenso dicke Hand wischte. Mit heimlingshafter Eile schlossen die beiden Kinder darauf zu. Jean Montier sah, wie die dicke Hand erstaunt zeigte, und wie die Kinder geschockt nach ihm sahen, nach ihm und seinen Pferden. Einem ungewöhnlichen Pferden, denn zugeschaut stand festiges Gnader an den Wegen, als in diesen Gegenden, und die Thiere hatten Zeit gehabt, recht

koppelte wie ein Stiel zusammengetriebener Ziegen, trappeten seine edlen Pferde hinter den Wagen her, die Straße hinunter nach La Chapelle. Er selber saß im grünen Talar auf dem Sockel des zweiten Wagens. Der magere Kutscher neben ihm war zu vorneum, um mit ihm zu sprechen. Nur die raschen Hufe seiner Pferde gaben ihm Antwort auf seine ingrimmigen Früche, und hoffnungslose tückische Pläne verirrten seinen Kopf, während seine Finger in der Tasche den rothen Steinring unablässig drehten.

Oben auf dem Kirchplatz aber standen die Verlassenen inmitten einer halb mitleidigen, halb lustigen Menge; denn wenn einem die Pferde weggenommen werden, das verstehten selbst die Bauern von St. Georges. Medenella mußte sich mit ihrem schönen Tüll auf den nassen Brunnenstrog setzen. Wenn sie geführt wurde, konnte sie nicht mehr stehen. Die beiden Engel rafften mit allen Fingern ihre goldbenähnlichen Gewänder hoch, die rothaarige Camilla aber ließ trostig ihre kostbaren Säume durch den klebrigen Schnitz der Straße schleifen, Camillo hielt seine Trompete in der Hand wie einen streitbaren Morgenstern. Joko der Alte hockte neben seiner Herrin auf dem Brunnenstrog und ließ die blauen Schuhe seiner Uniform betrübt in's Wasser hängen. Alle aber fragten mit klagenden Augen nach ihrem grünen Herrn und Meister. Nur ganz unten sahen sie die stolzen Hälse seiner Pferde auf und nieder rücken im schnellen trab. Dann verschwanden auch die hinter den herbstlichen Bäumen:

*

Sie alle vergaßen, daß Jean Mourier noch immer Herr des rothen Steinringes war. Und selbst er dachte nicht mehr daran, so oft er auch den Ring in seiner Tasche ratlos drehte. Bis sie an die schwarzen Felsen der Tourrette kamen. Da hatte die Straße das Wiesenthal der Gironne erreicht und ging nun durch die Ebene in einem langen Bogen um die Felsen herum nach La Chapelle. Die rothe Sonne hing schon in den Bäumen, als sie dahin kamen. Die Reiter sprangen ab, die Wagen hielten und dann begann vor Jean Mourier's erstaunten Augen ein Schauspiel, das ihm als Zirkusmann seltsam bekannt vorkam: Aus dem vordersten Wagen stieg der dicke König mit zwei braungebräunten Männern, von denen der eine lang wie eine Balanzierstange, der andere kurz und fehnig war. Aus dem zweiten aber kletterte unständlich ein Bürger mit Gichtbeinen und ein Männchen mit einer großen Brille. Die stellten sich kollegialisch mit dem König zusammen, gähnten, schüttelten sich und reckten ihre gelähmten Glieder. Dann zeigten sie hinunter nach den ersten Häusern von La Chapelle, die man an den Felsen vorbei schon sehen konnte, lachten und singen an, die bürgerlichen Kleider auszuziehen. Die Kutscher und Reiter schleptten aus den Wagen Arme voll von glänzenden Röcken, Federhüten und Schärpen heran. Aus dem Dürren und dem kleinen Sehnigen wurden vor den Augen Jean Mourier's Marschälle in großer Uniform, das Männchen und der Bürger mit den Gichtfüßen bekamen goldene Ordensketten umgehängt und Federhüte auf den Kopf. Der dicke König aber war kaum zu sehen vor lauter Gold und Orden.

Dann wurden auch die Pferde geschmückt mit Federbüscheln und goldenen Bügelfetzen. Der König ließ sich zuerst in den Sattel heben. Er plumpste auf den sieghaften Schimmel Nello. Jean Mourier dachte an Medenella. Der kleine fehnige Marschall schwang sich auf den Goldfuchs und der Dürre auf die schwarze Sylva. Der Minister mit den Gichtfüßen wurde auf die braune Lisette gesetzt und das angstliche Männchen mit der Brille auf den gespleckten Both Mariette. Die beiden Reiter — auch sie hatten laugewehende Büsche auf den Kopf bekommen — ritten darauf, zum Schluss folgte der eine Kutscher mit dem kräftigsten der Postpferde. So schritten die Pferde feierlich wie zum gewohnten Umzug den Berg hinunter. Der andere Kutscher — es war der Düne und Bonchme — sollte mit Jean Mourier zur Bewachung bleiben und in der Dunkelheit mit den Wagen nachkommen.

*

Als Jean Mourier seine edlen Pferde so sieghaft davonschreiten sah, hörte er auf, den Ring zu drehen. Er raffte den grünen Talar unter den Gürtel und ließ den Grashang zu den schwarzen Felsen hinunter. Sie standen so steil in die Höhe wie die Pfeiler an einem Kirchthum. Aber wo nur ein Splitter vorstand, fand seine Hand einen Griff und sein Fuß einen Halt. Der lange Kutscher wollte ihm nach, fiel in einen Brombeerstrauß und schrie nach Hülfe. Er spuckte ihn an und kletterte weiter, Pfeiler für Pfeiler, bis er oben auf den Grat war, wo die Felsen wie unheimliche Thiere in die sonnige Abendluft standen. Da konnte er hinunter sehen auf La Chapelle und seine dicken Kirchthürme, auf die Schieferdächer und den Marktplatz. Überall flatterten Fahnen und auf dem hellen Markt drängte sich das schwarze Gewimmel der Menschen. Jetzt sangen auch die Böller an zu schreien. Der König hatte die Brücke der Gironne erreicht, wo ihn die ersten erblicken konnten. Der breite Hals des Nello leuchtete weiß herauf und der gespleckte Rücken der Mariette. Mit einem tückischen Lächeln unter dem grüngefärbten Schnurrbart schwang sich Jean Mourier hinunter, Stein für Stein, bis er den Rasen erreicht hatte. Dann in wilden Sägen über den Abhang bis an die Gironne, an einer flachen Stelle hindurch, das felsige Ufer hinauf, über eine Mauer in einen Obstgarten, über eine andere wieder hinaus, zwischen Buchsbaumhecken fort in eine trümme Gasse, wo schon die Menschen standen, durch sie hindurch endlich auf den Marktplatz.

Dort ging das Getümmel gerade an. Die Straße herauf vor den Neutern her wälzte sich eine schreiende Jubelnde Masse von Kindern und Alten, gerade auf das alte Amtsgericht zu. Da standen hinter dem Schmiedegitter auf der hohen Treppe die Musikanter bereit zum Blasen, und unten davor zupften die Rathsherrn ihre weißen breiten Krägen zurecht, streckten die Finger dazwischen und verdrehten die Hälse.

Es war eigenhümlich, je näher der König kam, desto mehr füllte ein Gelächter die Luft. Das schlug hinter seinem Zug zusammen wie die Wellen des Wassers. Man hatte das gespleckte Kälbchen Mariette wieder erkannt und daran die anderen Pferde des Jean Mourier. Das Gericht davon lief vor ihm her, und überall, wo der Zug ankam, erfolgte als Bestätigung ein verhaltes Geficher, das weiter zurück schon zum Gelächter angeschwollen war. Ziemlich rasch kam der König heran. Man sah ihm an, daß er unruhig und erregt wurde.

Nur die Rathsherrn merkten nichts. Sie giugten ihm entgegen über den halben Marktplatz mit entblößten Häuptern. Sie brachten auf rothen Sammettissuen die Schlüssel der Stadt und in einem silbernen Hahn den Ehrentrunf.

Die Musikanter wollten schon ihre Hörner und Klarinetten ansetzen, als ein Mann in einem grünen Talar, den bis jetzt kaum einer bemerkte hatte, in großen Sägen die Treppe heraußsprang.

„Die Béarnaise!“ kommandierte er. „Die Béarnaise! Der König befiehlt die Béarnaise!“

Die Musikanter sahen sich erschrocken an. Über der Kapellmeister wirkte. Die Noten seines eigenkomponirten Einzugsmarsches flogen von den Pulten. Ein kurzes Klopfen, und danu brausten die Klänge des wohlbekannten nationalen Gassenhauers in den feierlichen Empfang hinunter.

Die Wirkung war, wie wenn nach einem Donner schlag sich alle Schleusen des Himmels öffnen. Nur eine Sekunde lang spitzte Nello die edlen Ohren. Dann setzte er sich in hasten Trab. Die Anderen folgten. Immer genau im engen Zirkuskreis über die spitzen Steine des Marktplatzes. Die Rathsherrn wollten ihre Blicke nicht von dem geliebten Aufzirkus ihres dicken Königs abwenden, so drehten sie sich mit im Kreise. Es sah aus, als zögern sie die Pferde an einer straffen, unsichtbaren Schnur. Immer stürmischer um sich herum. Der kleine Minister mit der Brille mußte sich an den Hals der hopsenden Mariette klammern und der mit den Gichtfüßen griff in die flatternde Mähne der Lisette.

Bis plötzlich, genau da, wo die drei schweren Baßtöne das Finale einleiteten, die Vorführung ihrer

schönsten Künste begann: der sieghaft Schimmel Nello mit dem dicken König singt an zu hinken und kam nicht mehr von der Stelle; die schwarzbehaarte Sylva mit dem langen Marschall begann zu walzen und drehte sich wollüstig im Kreise, das gespleckte Kälbchen Mariette ging so wild in die Hinterbeine, daß der kleine Minister wie ein Säcken Hafer an ihm hinunterrutschte und auf das spitze Pfaster zu sinken kam; die braune Lisette singt an zur scharrn wie ein Schatzgräber, und Pierre, der hochbeinige Goldfuchs, brach in die Kniee, daß der kleine fehnige Marschall vorüber auf den schönen Federhut zu stehen kam.

Die festlichen Einwohner von La Chapelle mit ihren Rathsherrn waren über diese unerhörte Aufführung ihres Landesherrn so erschrocken, daß eine Stille von dem Marktplatz ausging in das lekte Gelächter der Straße zurück. Nur die Musik spielte erbärmlich weiter. Bis die drei gessellenden Läufe zum Schlussakkord hinaufließen, und die Pferde mit einem Schlag ruhig standen. Da erst kam Bernunkt in die Rathsherrn. Sie sprangen zum König, der wütend rief und von dem sieghaften Schimmel Nello hinunter wollte, sie halfen dem kopfsteckenden Marschall auf die Füße und hoben den kleinen Minister auf. Sie trugen auch den Anderen mit den Gichtfüßen durch die Kellerhöhle unter der Freitreppe in's Amtsgericht; denn dahinein war der König gerannt, um nur den Blicken seiner Untertanen zu entgehen.

Kann aber war die Thür hinter ihnen zu, als ein helles Lachen das Gelächter von Neuem weckte. Dem Jean Mourier war ein wilber Einfall gekommen. Er hatte in der weiten Tasche seines grünen Talars den Blechteller gefunden. Nun stand er bei seinen schauenden Pferden und hielt ihn hin. Da war keiner, der nicht seinen Sous hineinwarf. Und Alles schrie und weinte vor Lachen und ließ Jean Mourier hochleben, der mit seiner frechsten Miene stand und das Geld auf den Blechteller rasseln ließ.

Und dann geschah das Höchste. Der König mochte wohl in dem Hause den Sturm der Bravo- und Hochrufe gehört haben, und einer der unterthänigen Rathsherrn hatte ihm eingeredet, das Volk schäme sich und riese nach ihm. Und er, dem seine dicken Beine noch zitterten von dem wilden Mitt, war so verwirrt, daß er sich auf den Balkon hinausdrängen ließ. Da stand nun unten mit seinem Teller der Mensch im grünen Talar, den das rasende Volk vor Vergnügen fast in Stücke riß, und von oben sah das verstörte Antlitz des Königs herab.

„Bitt schön!“ höhnte Jean Mourier und streckte seinen Teller hin, daß die hochgehäuften Sousstücke nach allen Seiten auf's Pfaster klapperten. Und der König, der nicht wußte, was es mit dem grünen Menschen da unten auf sich hatte, warf ihm eine von den gefüllten Börsen zu, die er für solche Zwecke bei sich trug. Damit wurde das Getöse so wild, daß er sich ratlos wieder zurückzog.

Jean Mourier aber schüttete den Teller in seine Taschen und erraffte noch so viel wie er raffen konnte. Pfiffl dann seinem Schimmel Nello und ritt durch das Gedränge und den Lärm davon. Die anderen Pferde folgten ihm. Vor der Stadt nahm er einen wilden Galopp und rastete nicht, bis er in tiefer Dunkelheit nach St. Georges kam. Da brannten wie sonst die Nellampen, und der tapfere Camillo machte ein armseliges Glanzstück nach dem andern. Jean Mourier ritt mit seinen nassen Pferden mitten in den Kreis, daß die Weiber auseinander kreischten, riß die Deckel unter den Rädern heraus, und vor den enttäuschten Augen der Zuschauer von St. Georges entchwanden Stricke und Messingstangen, Nellampen und Medenella mit ihren bunten Engeln in dem rothen Wagen, der im Fackellicht die Straße hinauf zum dunklen Turm fuhr.

Am anderen Morgen war Jean Mourier drüben in der sicheren Schweiz. Er fuhrte auch dann nicht zurück, als eines Tages die Kunde kam, daß König Louis Philipp in einer Mietkutsche sein Land verlassen hatte. —

Feuilleton.

Stiller See.

Spiegelst meiner Wälder Saum,
Stiller See, von Grün umweiget,
Wendest auch zu Bild und Traum
Alles, was sich zu dir neigt.

Hast du Netz um Netz gefüllt,
Bis der Boote Lauf ermattet,
Cränkst du noch das schwe Wild,
Eb' die Nacht dich ganz umschattet.

Und den Glanz, den sie dir nahm,
Holst du dir gesäntigt wieder:
Noch im Schlummer wundersam
Ziebst du Sterne zu dir nieder.

Carl Busse.

Die beiden Wildschützen. Was hätte ein alter Genremaler aus diesem Thema nicht alles gemacht! Es gab eine Zeit, wo sich die Wildschützen bei den deutschen Malern einer großen Beliebtheit erfreuten. Das war vor ein paar Jahrzehnten, als eine Bauernschaft eigener Art bei uns in Blüthe stand, als man nach den Bildern, die gemacht wurden, hätte glauben können, daß das Leben auf dem Lande eine einzige Freiheit wäre, die eben nur von Wildschäfern unterbrochen würde. Und wie schwelgten die Male in der Darstellung der aufsteigenden Romantik im Wilderdaheim! Da sah man, wie er, das Gewehr im Anschlag haltend, mit drohender Miene dem Hörter auslauerte, aber noch besser, wie er beim Aufbrechen des Wildes überrascht wird, und nun der Kampf auf Leben und Tod beginnt, wie er den letzten Abschied von seinem Weibe nimmt und dann wieder, wie er von seinen Gewissen der Verzweifelnden auf der Wache heimgesucht wird. ... Erst Leibl brachte in Deutschland eine andere Auffassung vom Leben des Landmannes. Er schilderte ihm, wie er sich giebt; er wollte keine späzigen Anreden von ihm erzählen, sondern Charakterbilder geben. So zeigten die beiden charaktervollen Köpfe der Bauern, die in ihrer phlegmatischen Ruhe so fein still hielten und sich mit allen ihren Furchen und Rundeln auf die Zeitwand harrten ließen. Und es war nur natürlich, daß ihn die kraftvollen Burgen im Dorfe, die den Gefahren des Wilderns trotzen, bejubeln anfüllten; er hat solche Wildereichen denn auch oft gemalt. Ein Beispiel dafür liegt uns heute vor. Wie weit erhöht es sich über von den früheren Darstellungen! Nichts ungewöhnlich dramatisches ist darin; man sieht kein Gewehr, keinen Hörter, es findet sich nicht die leiseste Andeutung, worum es sich eigentlich handelt. Nur auf die Gesichter der beiden Wilderer, des jungen und des alten, kommt es dem Künstler an. Aber man fühlt aus diesen die Spannung, die nie beherrschte, und der Beobachter erhält einen ganz bestimmenden Eindruck von der Situation, in der sie sich gerade befinden. Eben haben sie in der Ferne ein Bild erpaßt, und die Jagdruft kommt wie ein Rausch über sie. Es zieht ihnen in allen Gliedern, daß sie ihm nicht gleich herlaufen können. Wie sie beide angespannt auf jenen Punkt starren! Die Frauen ziehen sich zusammen, es ist, als würden die Augen aus ihren Höhlen hervor, als stolle der Blut das Wild jagen. Sehr fein sind dabei die Charaktere unterschieden. Der junge Hörter läßt sich kaum an, jeder Hörter spannt sich an, und der Mund verrät, wie er seine Erregung nachdrücklich widerdrückt. Der Alte ist beweglicher; er läuft mit dem Kopfe vor, seine Augen flanzen vor Imperius Gier, seine Rose wölbt — dem alten Hörter lang das Haar im Haare zusammenlaufen kann Qualität des Wildes. ... So wird Leibl immer mit seinem einzigsten Kriterium, lediglich durch seine Kunst zu charakterisieren. Und wie das gemacht ist! Unsere Reproduktion gibt einen Eindruck von der außergewöhnlichen Sicherheit der malerischen Darstellung. Nun steht einmal darum, wie ein jolches Geschick andeutet ist, daß es vollständig herauszuholen scheint, was der Künstler, wie in einiger Stunde darin ist, und nun in den Frauen das Zeden der Erregung zu präsentieren. Aber wie man fast sieht, daß die beiden Männer sich sehr zusammenziehen. — bl.

Französische Kapitalistemoral. Dem Kapitalismus folgt die Korruption, wie das Staub der Erde. Dieses entsetzliche Zeugnis der bürgerlichen Gesellschaft erhebt eben in Deutschland zwar nicht seine erste Bedeutung, wohl aber wird es ganz ersten Rang des Ranges der bürgerlichen Kultur eintreten. In Deutschland ist die kapitalistische Korruption großen Stils

erst ein paar Jahrzehnte alt: wie der Kapitalismus selber als herrschende Produktionsform. In Ländern, wo er früher zur Herrschaft gelangt ist, war auch seine Begleiterscheinung eher da. So z. B. in Frankreich, wo das Bürgerkönigthum Louis Philippe's (1830 bis 1848) bekanntlich ein unverfälschtes Kapitalistenregiment, speziell der großen Finanz, darstellte. Der charakteristische Ministerthyp dieser Zeit, Guizot, der erste Erfinder der "richtigen Mitte" oder, wie man heute sagt, der "mittleren Linie", ist der Vater des betrügtigen kapitalistischen Lösungsbooties: "Enrichissez vous!" — "bereichert Euch". Er sprach es aus bei Gelegenheit einer parlamentarischen Debatte über den Auf nach demokratischer Umgestaltung des Wahlrechts und der Wahlkreiseinteilung, der schließlich die Februarrevolution veranlaßte; über diese Forderung der Gerechtigkeit setzte Guizot sich durch das gesagte Wort hinweg: "Bereichert Euch durch Arbeit und Ihr werdet Wähler sein." Wie die "Arbeit" ausah, darauf waren im letzten Jahre des Bürgerkönigthums Enthüllungen und Prozesse ein Licht, das eine zu Riesendimensionen angewachsene Korruption für jedermann erkennbar maßte. Der erste dieser Prozesse drehte sich um die Verwaltung des Kriegshafens Rochefort, dessen Korruption von hohen und niederen Beamten seit einer Anzahl von Jahren planmäßig geplündert worden waren. Dem Marineminister war dieshalb wiederholt Anzeige erstattet worden, aber er hatte sich nicht geregt. Das Arsenal von Toulon, das auf ähnliche Weise bestohlen worden war, ging im Augenblick, als es daraufhin besichtigt werden sollte, in Flammen auf: die Brandstifter waren "unfindbar". Im militärischen Getreidemagazin zu Paris fehlten beim Tode seines Direktors 28 000 Bentner; ein Unterbeamter, der schon vor zehn Jahren die Unterschleife angezeigt hatte, war als Verleumder aus dem Brot gejagt worden und im Elend gestorben. Um dem offiziösen Blatt "L'Époque", das der notorische Lump und Preßhölding Granier de Cassagnac redigierte, finanziell auf die Beine zu helfen, mußte der Unternehmer eines neuen Pariser Theaters zur Erlangung der Konzession 100 000 Franken herappen, die in Cassagnac's Beutel floßen: der Minister des Innern hatte diesen schaurigen Handel gemacht. Diese 100 000 Franken waren aber Bagatelle im Vergleich zu einem anderen Geschäftchen, das Cassagnac machte. Er übernahm es nämlich kontraktlich, den französischen Posthaltern durch seinen Einfluß zu einer Besteuerung der konkurrenzenden Eisenbahnen zu verhelfen. Dafür bekam er 1200 000 Franken. Dann kam der Prozeß Leite-Cubières, so benannt nach zwei angeklagten Künstlern. General Cubières war 1841 als Kriegsminister bei seinem Kollegen Leite, damals Regierungskunstler der öffentlichen Arbeiten, einem Advokaten zur Erlangung der Konzession für ein Bergwerk beihilflich gewesen. Dafür hatte Leite ein "Geschenk" von 94 000 Franken unter dem Vorwand einer Beleidigung an dem Unternehmen eingesetzt. Natürlich war auch in der Kammer und gegenüber den Wählern ein großartiges Bestechungssystem organisiert. Die regierende Clique fühlte sich durch all das in ihrer Gemüthsruhe und ihrem Seelenfrieden nicht im mindesten beeinträchtigt. Guizot fragte seine reichen Wähler in Languedoc mit frechem Chynismus: "Fühlen Sie sich bestochen?" Die kapitalistischen Preßfreunde hatten sogar schon eine besondere Moral für die bestehenden Diebe "zurecht gemacht"; auf die Entzugsanordnungen der öffentlichen Meinung über die ungeheure Korruption antwortete die offiziöse Presse mit: daß die Jugend für Diejenigen, die der Regierung dienen, nicht nötig, sondern nur eine Schärfe sei; und daß Verbrennen, welche durch die Ehrfurcht nach Rang, Titel, sozialer Stellung veranlaßt oder durch die Aristotheorie des Geistes oder des Ranges begangen würden, für nichts zählen, vielmehr nur die Verhärtung einer Elitenatur seien. Damit war nur, daß dem arbeitenden Volk für diese Übermenschennoral jenseits von Gut und Böse jedes Verständnis fehle. Als in Toulouse die Regierung anhänger mit einer Fahne erschienen, worauf geschrieben war: "Hoch die materiellen Interessen!", produzierten die dortigen Freunde des Korruptionsystems eine Fahne mit dem Motto: "Rieder mit den Spießbergen"! Und es erfolgte im Februar 1848 der große Zusammenbruch, den ein Wortschreiter der Opposition freudig als die "Revolution der Beachtung" prognostiziert hatte.

Goldglanz eines Mikroorganismus. Seder kennt das Meerleben, das von mikroskopisch kleinen Lebewesen bestimmt, die einen Lichtchein aussenden. Bei ihrer Lebendigkeit erzeugen sie ein eigenes Licht. Dagegen besteht der goldige Lichtglanz, den ein Mikroorganismus, die Rosanoff'sche Goldalge, hervorbringt, auf einer Reaktion von empfänglichen Zellschichten. Diese schöne Erscheinung hat Hans

Möllsch in den Sitzungsberichten der Akademie der Wissenschaften zu Wien (110. Bd.) beschrieben. Auf dem Wasserspiegel eines Bassins, das sich in dem Gewächshause des botanischen Instituts zu Prag befindet, beobachtete der Forscher einen dünnen Überzug, der einen herrlichen Goldglanz zeigte, wenn man ihn von einer Seite her betrachtete. Dieser goldschimmernde Überzug wird von Bakterien, von außerst winzigen Goldalgen (Chromophyton Rosanoffii) gebildet, mit Geißeln versehenen niederen Seelichen, die manche Forscher auch zu den Thieren gerechnet haben. Das Protoplasma der Goldalgen enthält Körnchen, die stark lichtbrechend sind und braune oder grünbraune Farbstoffträger. Die Mikroorganismen haben eine starke Neigung, sich nach der Richtung einfallenden Lichtes hin zu bewegen. Auch suchen sie nach der Oberfläche des Wassers zu gelangen, so, daß sie außerhalb des nassen Elements nur durch ein dünnes Stielchen mit diesem verbunden, auf dem Wasserspiegel sitzen. Dabei werden die Farbstoffträger dem einfallenden Licht zugekehrt. Man muß daher von dieser Richtung her den Wasserspiegel betrachten, um den Goldglanz wahrzunehmen. Je kleiner der Winkel ist, unter dem man die Wasseroberfläche betrachtet, um so herrlicher erstrahlt der Goldglanz. Dagegen nimmt man diesen von der Schattenseite her überhaupt nicht wahr. Wenn man die Goldalgen in ein kleineres Gefäß bringt und dieses behutsam so dreht, daß man den Goldschimmer nicht mehr sieht, so erscheint dieser doch nach einer Viertel- bis halben Stunde wieder. Während dieser Zeit haben sich die Algen also so weit herumgedreht, daß sie ihre Farbstoffträger von neuem in die Richtung des Lichtes gebracht haben. Das Protoplasma der Zellentügel, aus dem so eine Goldalge besteht, wirkt wie eine bifokale Linse. Sie richtet die parallel einfallenden Lichtstrahlen alle nach dem Farbstoffträger, der sie wie ein Hohlspiegel auffängt und nach der Einfallrichtung zu wieder zurückwirft. Was für ein Nutzen entspringt der Planze aus dieser höchst auffallenden Eigenschaft des Strahlens? Bekanntlich förmten Pflanzen nur bei Gegenwart von Licht ihre Assimilation, d. h. die Aufnahme und Verwertung von Kohlensäure aus der Luft herstelligen. Da die Alge nun in Gewächshäusern und an Orten lebt, wo sie keinen Überfluss an Licht ist, so kann sie durch ihre Eigenschaft, die Strahlen auf sich zu konzentrieren, auch dann noch den so wichtigen Gas austausch vollziehen, wenn die Beleuchtung nur schwach ist. — gr.

Vorrichtung zum Aufhalten von Säcken. Seder dem schon einmal die Aufgabe gestellt war, Materialien irgend welcher Art in einen Sack zu schaffen, wird wissen, daß dieses für eine Person allein sehr schwer ausführbar ist; deshalb pflegt man denn auch meist zwei Personen mit solcher Arbeit zu beauftragen, von denen die eine den Sack aufhält, während die andere das Einschäufeln besorgt. Aber selbst dann, wenn zwei Personen mit dem Einschäufeln von Materialien, wie Kohlen zt., beschäftigt sind, erfordert es beiderseits eine ziemliche Geschicklichkeit, wenn die Arbeit schnell vor sich gehen soll und wenig daneben fallen darf, weil sich eben ein Sack auch mit zwei Händen nur unvollkommen öffnen läßt. Um diese Unzulänglichkeit zu beseitigen und um vor allen Dingen dafür zu sorgen, daß nur ein Mann das Einschäufeln allein bequem und schnell bewirken kann, wird neuerdings eine sehr einfache, aber wirkliche praktische Hilfsvorrichtung zur Anwendung gebracht. Dieser Apparat besteht in einem Sackaufhalter; er wird aus einem einfachen Eisengestell gebildet, das unten aus einer gußeisernen Fußplatte besteht, in der ein Eisenstab befestigt ist, welcher einen hoch- und niedersetzbaren Ring trägt. Durch diesen Ring wird nun der zu füllende Sack so gezogen, daß der Rand nach außen umgedrept ist. Jetzt hat man den Sack in seiner ganzen Länge aufgerichtet vor sich, und zwar so, daß er auch in seiner ganzen Größe offen ist. Damit die Vorrichtung zum leichten Einfüllen von Materialien irgend welcher Art auch für Säcke verschiedener Größe leicht benutzt werden kann, ist der Ring verstellbar angeordnet. Mit einem deraugen Sackaufhalter kann also nunmehr nur eine Person das Einfüllen bewirken; diese ist damit in der Lage, bequemer und schneller zu arbeiten, als es ohne dieses Hilfsmittel bisher zwei Leute vermochten. —

Alle für die Redaktion der "Neuen Welt" bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 68, Lindenstraße 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Hierzu eine Anzeigen-Beilage.